bei Schulz.

Sey nur ruhig er frißt dich nicht!
Der schwarze Douglas kriegt dich nicht!

Walter Scott's sämmtliche Werke.

Neu übersetzt.

Sechs und neunzigster Band.

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte.

Zweiter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1828.

Erzählungen

eines Großvaters

aus der

schottischen Geschichte.

Von

Sir Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt.

Zweiter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1828.

Erzählungen eines Großvaters
aus der
schottischen Geschichte.

Erstes Kapitel.

Die Schlacht bei Bannockburn.

König Eduard II. war, wie ich schon erwähnte, nicht so weise und tapfer, als sein Vater, sondern ein alberner Fürst, welcher durch unwürdige Günstlinge beherrscht wurde, und mehr an Vergnügungen, als an die Regierung seines Königreichs dachte. Sein Vater, Eduard I. wäre an der Spitze einer bedeutenden Armee lange vorher nach Schottland marschiert, ehe er dem Bruce Zeit gelassen hätte, einen so großen Strich Landes wieder zu erobern. Wir haben aber bereits gelesen, daß zum großen Glück der Schotten jener weise und geschickte, jedoch ehrgeizige König gerade starb, als er nach Schottland marschieren wollte. Sein Sohn Eduard hatte nach des Vaters Tod den Krieg in Schottland vernachläßigt, und somit auch den geschickten Zeitpunkt, als Bruces Armee noch schwach war, versäumt. Nachdem Sir Philipp Mowbray,

der Commandant von Stirling, nach London gekommen war, um dem König die Nachricht zu hinterbringen, daß Stirling, die letzte schottische Stadt von Bedeutung, welche noch den Engländern gehöre, übergeben werden müsse, wenn sie nicht vor der Mitte des Sommers mit Gewalt entsetzt werde, so wurden alle englischen Edelleute aufgefordert und ihnen bedeutet, daß es eine Sünde und ewige Schande wäre, wenn man zugeben wollte, daß die schöne Eroberung, welche Eduard I. gemacht, nur aus Mangel an Kampflust den Schotten überlassen würde. Es wurde daher beschlossen, daß der König selbst mit so viel Streitkräften, als er nur zusammenbringen könne, nach Schottland marschiren sollte.

In Folge dessen sammelte König Eduard II. eine der größten Armeen, welche je ein König von England kommandirte; aus allen seinen Besitzungen wurden Truppen geschickt. Viele tapfere Soldaten aus den französischen Provinzen, die der König in Frankreich besaß, viele Irländer und Welshländer und alle Großen aus dem englischen Adel mit ihrem Gefolge wurden in eine große Armee vereinigt. Ihre Anzahl belief sich auf nicht weniger als 100,000 Mann.

König Robert Bruce dagegen forderte, nachdem er die großen Vorbereitungsanstalten des Königs von England erfahren, alle seine Edelleute auf, sich mit ihm zu vereinigen. Sie waren um viele tausend Mann schwächer, als die Engländer; sie waren kaum über 30,000 Mann stark, und weit schlechter bewaffnet, als die reichen Engländer; aber Robert, welcher sich an ihre Spitze gestellt hatte, war einer der erfahrensten Feldherrn der damaligen Zeit, und die Offiziere welche er unter sich hatte, waren sein Bruder Eduard, sein Neffe Randolph, sein treuer Begleiter Douglas und viele andere erfahrne und tapfere Führer, welche dieselben Leute

commandirten, die in jeder Lage, und bei allen Nachtheilen doch zu siegen gewohnt waren.

Der König seiner Seits bemühte sich, durch Geschicklichkeit und Kriegslist das zu ersetzen, was ihm an Zahl der Streitkräfte abging. Er kannte die Ueberlegenheit der Engländer sowohl in Beziehung auf ihre schwere Kavallerie, welche besser beritten und bewaffnet war, als die schottische, als auch in Beziehung auf die englischen Bogenschützen, welche sich vor allen andern Völkern der Welt auszeichneten. Er trachtete durch alles mögliche diese Vortheile auszugleichen. Mit diesem Vorsatz verlegte Bruce seine Armee in die Ebene bei Stirling (der Park genannt), unfern und unterhalb welcher die englische Armee nothwendigerweise eine sumpfigte, von Wassergräben durchschnittene Gegend passiren mußte, während die Schotten einen festen, trockenen Boden besetzt hielten. Er ließ nun, all' das Terrain vor der Front seiner Schlachtordnungslinie, woselbst Kavallerie leicht agiren konnte, mit ungefähr drei Fuß tiefen Gräben durchziehen; diese mit kleinem Strauchholz auffüllen, und oben mit Wasen bedecken, damit das Feld einer Ebene gleichen solle, während es, wie eine Wachsscheibe, voll Löcher war. Er soll auch noch auf dem ganzen Felde herum, woselbst er den Angriff der englischen Reiterei vermuthete, spitze Pfähle in die Erde haben schlagen lassen, gleich den Fußangeln neuerer Zeit, um ihre Pferde unbrauchbar zu machen; seine Schlachtordnungslinie erstreckte sich von Nord nach Süden; auf der Südseite lehnte sie sich an die Ufer des Baches Banockburn, welche so steil sind, daß keine Truppen dort passiren können; der linke Flügel der Schotten dehnte sich beinahe bis an die Stadt Stirling aus. Bruce musterte seine Truppen sorgfältig; alle Nichtstreitbare,

wie z. B. Bedienten, Viehtreiber und dergleichen, deren Anzahl nicht unbedeutend war, schickte er auf eine Anhöhe, der Gillieshügel genannt (d. h. Knechtshügel) zurück. Dann feuerte er seine Soldaten an, und theilte ihnen seinen Entschluß, zu siegen oder auf dem Schlachtfelde zu sterben, mit. Er wünschte, daß alle diejenigen, welche nicht bis aufs Aeusserste kämpfen wollen, lieber das Feld vor Anfang der Schlacht räumen sollen, und daß keiner zurückbleibe, als der, welcher von der Vorsehung dazu bestimmt sey, auf dem Platze zu bleiben.

Als der größte Theil seiner Armee aufgestellt war, stellte der König Randolphen mit einer Abtheilung Reiterei nahe bei der St. Ninianskirche auf, mit dem Befehl, alles mögliche zu thun, um keine Truppen nach dem festen Platze Stirling zu dessen Entsatze gelangen zu lassen. Den Jacob Douglas und Sir Roberth Keith, den Heerführer der schottischen Armee, entsendete er, um so viel als möglich die Stärke der englischen Armee, welche von Falkirk her sich näherte, auszukundschaften. Sie kamen mit der Nachricht zurück, daß die Annäherung dieses bedeutenden Kriegsheeres den schönsten und fürchterlichsten Anblick gewähre, den man je nur haben könne, daß die ganze Gegend mit Reiterei und Fußvolk übersät zu seyn scheine, und daß die Anzahl der Standarten, Fahnen und Wappenschilde (alle verschiedener Art), das tapferste und zahlreichste Heer der Christen erschrecken müsse.

Am 23. Juni 1314 erhielt der König von Schottland die Nachricht, daß die englische Armee gegen Stirling anrücke. Seine Armee war so aufgestellt, wie oben erwähnt wurde; kurze Zeit nachher bemerkte Bruce, welcher ein bischen ängstlich nach dem Feinde forschte, eine Abtheilung der englischen Reiterei, welche von der östlichen Seite her nach Stirling zu

gelangen suchte. Dieß war Lord Clifford, welcher mit 800 auserlesenen Reitern entsendet worden war, um die Feste zu entsetzen.

„Sieh her, Randolph," sagte der König zu seinem Neffen, „da fiel eine Rose aus deinem Federbusch." Damit wollte er sagen, wie es Randolphen nicht zur Ehre gereiche, daß er das Vorrücken des Feindes gerade da zugegeben habe, woselbst er es hätte verhindern sollen. Randolph erwiederte nichts darauf, sondern machte mit mehr als der Hälfte seiner Mannschaft auf Clifford einen Angriff. Die Schotten hatten bei dieser Expedition nur Infanterie; die Engländer griffen mit ihren Lanzen an, und Randolph formirte mit den Seinigen geschlossene Colonnen, um sie zu empfangen. Er schien so sehr in Gefahr zu gerathen, daß Douglas den König um die Erlaubniß bat, jenem beistehen zu dürfen, aber der König verweigerte es.

„Laßt Randolph selbst seinen Fehler wieder gut machen," sagte er, „ich kann wegen ihm die Schlachtordnungslinie nicht brechen." Die Gefahr schien jedoch größer zu werden, und die englische Reiterei schien die Hand voll schottischer Infanterie ganz zu umzingeln. „So erlaubt mir doch," sagte Douglas zum König, „mein Herz kann es nicht über sich bringen, müßig zu stehen, und Randolph so zu sehen — ich muß ihm helfen." Darauf ritt er mit den Seinigen weg; aber lange ehe sie den Kampfplatz erreichten, sahen sie die englische Reiterei fort galoppiren, und sogar manche ohne Sattel.

„Halt!" sagte Douglas zu seinen Leuten, „Randolph hat „diesen Tag gerettet; da wir nicht schnell genug waren, um „ihm auf dem Schlachtfelde beizustehen, so wollen wir wenig„stens nicht säumen seinen Sieg zu vergrößern." Nun wur-

de alles mögliche geleistet, was man nur verlangen konnte, besonders da Randolph und Douglas immer um die Gunst des Königs und des Volkes wetteiferten.

Der Vortrab der englischen Armee wurde bald sichtbar, und eine Anzahl ihrer tapfersten Ritter näherten sich, um auszukundschaften, was wohl die Schotten thun werden. Sie sahen König Robert in seiner Waffenrüstung und erkannten ihn an einer goldenen Krone, die er auf seinem Helme trug. Er hatte sein großes Schlachtroß nicht bestiegen, weil er nicht vermuthete, daß an diesem Abend noch ein Scharmützel vorfallen werde, sondern er ritt auf einem kleinen Klepper in den Reihen seiner Armee auf und ab, und stellte seine Leute in Ordnung, wobei er in der einen Hand eine kurze Streitart von Stahl trug. Als der König die englische Reiterei näher herkommen sah, rückte er mit seinen eigenen Leuten etwas vor, damit er jene näher im Gesicht habe.

Unter den Engländern befand sich der Ritter Sir Heinrich von Bohun, welcher sich vorstellte, hier gebe es gute Gelegenheit, sich großen Ruhm zu verschaffen, er wollte den König Robert niederstoßen, und so dem Krieg ein Ende machen. Da der König für den Augenblick armselig beritten war und keine Lanze führte, so sprengte Bohun plötzlich und wüthend auf ihn los, und vermuthete, er werde ihn mit seinem langen Speer und starken kräftigen Pferde leicht zu Boden bringen. Robert sah ihn wohl und ließ ihn näher ankommen, dann aber wendete er sein Pferdchen schnell nach der einen Seite hin, so daß Sir Heinrich ihn mit seiner Lanze verfehlte, und durch das schnelle Rennen seines Pferdes über den König hinaus ritt; aber gerade als Heinrich vorbeistreifte richtete sich König Robert in seinen Steigbügeln auf und versetzte mit seiner Streitaxt dem Sir Heinrich einen so fürch-

terlichen Streich, daß dessen eiserner Helm wie eine Nußschale in Stücke brach, wodurch er gleich aus dem Sattel gehoben wurde, und seinen Geist aufgab, ehe er noch zu Boden fiel. Diese Heldenthat wurde von den schottischen Anführern sehr getadelt, weil sie behaupteten, Bruce hätte sich keiner so großen Gefahr aussetzen sollen, da die Rettung der ganzen Armee von seiner Person abhieng. Der König betrachtete seine Waffe, welche durch die Macht des Hiebes stark Noth gelitten hatte, und sagte: „Ich habe meine gute Streitart zer„brochen."

Den andern Morgen, am 24. Juni, begann mit Anbruch des Tages eine fürchterliche Schlacht. Die Engländer sahen bei ihrem Vorrücken die Schotten in Schlachtordnung aufgestellt. Der Abt von Inchaffray ging barfuß durch ihre Reihen und feyerte sie an für die Freiheit ihres Landes tapfer zu kämpfen, worauf sie niederknieten und den Himmel um Verleihung des Sieges anflehten. Als König Eduard dies sah, rief er laut aus: „Sie knien nieder, sie bitten um Gnade!" —

„Ja," sagte ein berühmter englischer Baron, Ingelram von Umphraville, „aber sie bitten Gott, nicht uns. — Diese „Leute wollen kämpfen, oder auf dem Schlachtfelde sterben."

Der König von England ertheilte den Befehl zum Angriff; dann spannten die Bogenschützen ihre Waffen und schossen eine solche Masse von Pfeilen auf die Schotten ab, daß die Pfeile gleich den Schneeflocken an einem Weihnachtstage flogen. Sie trafen viele der braven Schotten, und hätten, wie bei Falkirk und an andern Orten, den Sieg entschieden; wenn nicht Bruce, wie ich schon oben erwähnte, auf sie vorbereitet gewesen wäre; dieser hatte eine ziemlich starke Abtheilung gut berittener Reiterei, welche in vollem Galopp auf die

Bogenschützen losritt, und da diese ausser ihren Bogen und Pfeilen keine anderen Waffen führten, deren sie sich bei einem Handgemenge Mann gegen Mann hätten bedienen können, so wurden sie von den schottischen Reitern größtentheils zusammengehauen, und geriethen in gänzliche Verwirrung.

Die schöne englische Cavallerie rückte hierauf vor, um ihre Bogenschützen zu unterstützen, und die schottische Linie anzugreifen; als sie aber die Stelle erreicht hatten, welche von Gräben durchzogen war, fielen die Pferde in diese Löcher und die Reiter stürzten zusammen ohne sich zu vertheidigen oder aufstehen zu können, weil die Last ihrer Waffenrüstung sie daran verhinderte. Die Engländer geriethen sämmtlich in große Unordnung, worauf der schottische König mehr Streitkräfte herbeiholte, sie noch kräftiger angriff, und ihnen auf den Fersen folgte.

Unversehens trug sich ein Ereigniß zu, welches den Sieg entschied. Die Dienerschaft und Nichtstreitbaren der Schotten wurden bekanntlich im Rücken der Armee auf den Gillieshügel geschickt; als diese sahen, daß ihre Herrn wahrscheinlich den Sieg davon tragen werden, verließen sie den ihnen angewiesenen Platz, und kamen mit Waffen, so gut sie solche auftreiben konnten, herbei, um auch ihren Antheil am Sieg und an der Beute zu haben. Die Engländer sahen diese über den Hügel herabkommen, hielten den unordentlichen Haufen für eine neue den Schotten zu Hülfe eilende Armee, und verloren allen Muth, worauf sich selbst jeder rettete, so gut er konnte. Eduard für seine Person floh so schnell er nur reiten konnte, und wurde durch Douglas mit einer Abtheilung Reiterei bis nach Dunbar verfolgt, woselbst die Engländer noch einen Verbündeten hatten, den Commandanten des Platzes Patrick, Graf von March. Der Graf nahm Eduard

in seinem hülflosen Zustande auf, und verschaffte ihm einen Fischerkahn oder ein kleines Boot, in welchem er nach England entfloh, nachdem seine ganze Armee aufgelöst war, und nachdem er einen großen Theil seiner tapfern Edelleute verloren hatte.

Die Engländer haben weder vor noch nachher je eine so fürchterliche Schlacht verloren, als die von Bannockburn; eben so wenig gewannen je die Schotten wieder eine so bedeutende Schlacht. Eine Menge der brauchbarsten und tapfersten englischen Edelleute blieben auf dem Schlachtfelde, eine noch größere Anzahl wurde gefangen genommen, und die ganze furchtbare Armee des Königs Eduard war gesprengt oder vernichtet.

Die Engländer konnten nach dieser großen Niederlage ihre Ansprüche auf Schottland nicht mehr länger geltend machen, oder, wie diß seit 20 Jahren geschah, Armeen in jenes Land schicken, um es zu unterjochen; sie waren im Gegentheil kaum im Stande, ihre eigenen Grenzen gegen Robert Bruce und seine Soldaten zu vertheidigen.

Es wurden noch manche Schlachten in England selbst geliefert, wobei die Engländer immer im Nachtheil blieben. Eine dieser Schlachten wurde bei Mitton in Yorkshire geliefert, wobei so viele Geistliche mitkämpften, daß die Schotten diese Schlacht das Capitel von Mitton nannten; man nennt nemlich die Vereinigung mehrerer Geistlichen, die zu einer Hauptkirche gehören, ein Capitel. Während und nach jener Schlacht wurde viel Blut vergossen. Die Schotten verwüsteten in England die Gegend bis vor die Thore von York hin, und gewannen damals die Oberhand über ihre alten Feinde, welche noch kürzlich versucht hatten, sie zu Unterthanen von England zu machen.

So schwang sich Robert Bruce von einem Verbannten, der wie ein Hirsch oder wildes Thier mit Schweißhunden verfolgt wurde, zu einem unumschränkten Monarchen empor, welcher einstimmig für einen der weisesten und tapfersten Könige der damaligen Zeit gehalten wurde. Eben so hatte sich das schottische Volk auch wieder einmal von einer unterdrückten und eroberten Provinz zu einem freien, unabhängigen Staat erhoben, der durch seine eigenen Gesetze regiert, und seinen eigenen Fürsten wieder unterthan wurde. Obgleich das Land nach Bruces Tod großen Verlust erlitten, und sowohl durch die Feindseligkeit der Engländer, als durch ihre eigenen unseligen Bürgerkriege vielem Unheil ausgesetzt war, so verlor es doch spaterhin nie wieder die Freiheit, für welche Wallace sein Leben gelassen, und welche König Robert durch seine Geschicklichkeit und durch seine Waffenthaten errungen hatte; daher ist es auch sehr gerecht, daß, da Schottland keine Sammlung dieser Begebenheiten besitzt, das Andenken an jene tapfere Krieger und treue Vaterlandsvertheidiger dankbar aufbewahrt und geehrt werde.

Zweites Kapitel.

Von den Thaten des Eduard Bruce, Douglas, Randolph, Graf von Murray, und Tod des Königs Robert Bruce.

Du wirst natürlich begierig seyn, zu hören, was aus Eduard, dem tapfern und aufbrausenden Bruder des Robert Bruce, geworden sey. Wisse denn, daß die Irländer zu derselben Zeit von den Engländern beinahe ganz unterdrückt wur-

den; nachdem sie ihrer aber müde waren, baten die Großen Irlands, oder wenigstens ein großer Theil derselben, den Eduard Bruce, zu ihnen zu kommen, die Engländer zu vertreiben und ihr König zu werden. Er zeigte sich bereitwillig, diese Einladung anzunehmen, denn er war immer von hohem muthigem Geiste beseelt, und wünschte sich Ruhm und Besitzungen zu erwerben. Eduard Bruce war ein eben so guter Soldat als sein Bruder, aber nicht so klug und vorsichtig; dem Robert Bruce muß man doch nachsagen, daß er, mit Ausnahme der Ermordung Comyn des Rothen, welches eine schlechte und gewaltthätige Handlung war, viel Weisheit und Muth an den Tag legte; er war ganz damit zufrieden, daß sein Bruder Eduard, welcher bei jeder Gelegenheit so tapfer für ihn gestritten hatte, zum König von Irland erwählt werden solle; deshalb gab ihm König Robert nicht nur eine Armee, um die Eroberung bewerkstelligen zu können, sondern setzte in Person mit einer beträchtlichen Truppenzahl nach Irland über, um seinen Bruder zu unterstützen.

Der Oberfeldherr der Engländer, Sir Edmund Buttler, war ein guter Soldat, und hatte eine weit grössere Armee versammelt, als Eduard Bruce und dessen Bruder Robert ihm entgegen stellen konnten. Die Schotten wurden jeden Morgen genöthigt, sich zurückzuziehen, damit sie nicht von einer weit zahlreichern Armee als ihre eigene eine Schlacht anzunehmen gezwungen würden.

Ich habe schon oft gesagt, daß König Robert ein weiser und guter Fürst gewesen sey; aber eine Begebenheit auf den eben erwähnten Rückzügen legt auch dar, daß er liebreich und menschlich gewesen sey. Eines Morgens rückten die Engländer mit ihren irischen Hülfstruppen sehr nahe gegen Bruce an, welcher seiner Armee den Befehl ertheilt hatte, den

Rückzug zu beschleunigen, weil eine Schlacht mit einem an Zahl überlegenen und durch die Beschaffenheit des Bodens begünstigten Feind sehr unklug gewesen wäre. Plötzlich hörte er, gerade als er von seinem Pferde stieg, das verzweiflungsvolle Geschrei eines Weibes. „Was giebt's da?" fragte der König, worauf ihm einer aus seiner Umgebung antwortete, daß eine arme Frau, eine Wascherin, Mutter eines neugebornen Kindes, der Armee habe nicht mehr folgen können, weil sie zu schwach zum Gehen sey. Die Mutter hatte Angst, in die Hände der Irländer zu fallen, welche für sehr grausam gehalten wurden; es gab aber weder Wagen noch andere Mittel, um die Frau mit ihrem Kinde in Sicherheit zu bringen; sie mußte bei fortgesetztem Rückzug der Armee nothwendigerweise zurückgelassen werden.

König Robert schwieg einen Augenblick, als er dieß vernahm, und schwebte zwischen den Gefühlen der Menschlichkeit die durch das Unglück der armen Frau in ihm rege geworden, und zwischen der Gefahr, in welche er seine Armee durch einen Halt gebracht hätte. Endlich sah er mit seinen feuersprühenden Augen unter seinen Offizieren umher. „Hört, ihr Lieben," sagte er, „wir wollen es uns nicht „nachsagen lassen, daß ein neugeborner Mensch durch unsere „Schuld seine Mutter verloren habe, und daß ein Kind den „Barbaren überlassen worden sey! Laßt uns die Ueberlegen„heit des Feindes in Gottes Namen nicht beachten, ich will „mich lieber mit Edmund Buttler messen, als die armen „Geschöpfe zurücklassen. Laßt daher die Armee in Schlacht„ordnung aufstellen, statt den Rückzug fortzusetzen."

Diese Geschichte nahm ein sonderbares Ende. Denn als der englische Feldherr sah, daß Robert Bruce Halt mache

und

und die Schlacht annehmen wolle, und da er auch wußte, daß der schottische König einer der besten Feldherrn der damaligen Zeit war, so vermuthete er, daß dieser eine bedeutende Unterstützung erhalten haben möchte, und fürchtete sich, ihn anzugreifen. So erhielt Bruce Gelegenheit, die arme Frau mit ihrem Kinde zu retten und seinen Rückzug nach Muße zu bewerkstelligen, ohne durch den gemachten Halt Noth zu leiden.

Robert wurde jedoch bald genöthigt, die Eroberung Irlands seinem Bruder zu überlassen, weil ihn dringende Geschäfte in sein eigenes Land zurückriefen. Eduard, so rasch als tapfer, ließ sich gegen den Rath seiner besten Offiziere mit einem englischen General, Sir Peter von Birmingham, in ein Treffen ein. Die Schotten wurden von allen Seiten umzingelt, wehrten sich aber fortwährend sehr tapfer, und Eduard Bruce ging mit gutem Beispiel voran, indem er in der nemlichen Schlachtordnungslinie mitfocht. Endlich wurde ein starker englischer Held, Namens Johann Maupas, mit Eduard Bruce handgemein, wobei Beide auf dem Platze blieben. Maupas wurde nach der Schlacht auf Eduard Bruce liegend gefunden, aber beide ohne Lebensspur. Nach Eduard Bruce's Tod gaben die Schotten ihren Versuch, Irland erobern zu wollen, auf.

Robert Bruce regierte mehrere Jahre lang rühmlich, und besiegte die Engländer fortwährend so, daß die Schotten damals ihre Nachbarn völlig unterjocht zu haben schienen. Wir müssen jedoch nicht vergessen, daß Eduard II., welcher in England regierte, ein thörichter Fürst war und schlechten Rathgebern Gehör verlieh. Daher ist es kein Wunder, daß er durch einen so weisen und erfahrnen Feldherrn wie Robert

Bruce, der durch so vieles Unglück auf den Thron gelangt war, geschlagen wurde.

Im letzten Jahr von Bruce's Regierung wurde er sehr krank und schwach, besonders litt er an einem Aussatz, den er in seiner Jugend bekam, als er mit so vielen Mühseligkeiten und Mißgeschicken kämpfen mußte, und oft genöthigt war, sich in Wäldern und Morästen zu verbergen, ohne sich nur in einer Hütte aufhalten zu können. Er wohnte in einem Schlosse an den schönen Ufern des Flusses Clyde, nahe an der Mündung dieses Flusses; sein Hauptvergnügen bestand darin, auf dem Fluß hinab in die hohe See zu fahren. Er war nicht mehr länger im Stande, auf seinem Schlachtrosse zu sitzen, oder seine Armee ins Feld zu führen.

Während Bruce sich in diesem schwachen Zustand befand, starb Eduard II., König von England, welchem dessen Sohn, Eduard III., auf den Thron folgte. Dieser galt später für einen der weisesten und tapfersten Könige, welche England je hatte; aber damals war er noch sehr jung und stand ganz unter der Leitung seiner Mutter, welche von einem schlechten Günstling, Namens Mortimer, beherrscht wurde.

Der Krieg zwischen den Engländern und den Schotten dauerte noch immer fort; Bruce schickte seine zwei große Generale, den guten Lord Jacob Douglas und den Thomas Randolph, Graf von Murray, in die Grafschaften Northumberland und Durham, um sie zu verwüsten und den Engländern so viel als möglich Schaden zuzufügen.

Die Anzahl ihrer Soldaten belief sich auf ungefähr 20,000 Mann, alle leicht bewaffnet, und auf kleinen, aber außerordentlich brauchbaren Pferden beritten. Die Leute trugen außer einem Säckchen Waizenmehl keine Lebensmittel bei sich; jeder hatte an seinem Sattel eine kleine eiserne Platte, die sie Gür-

fel nannten, und worauf sie nach Gefallen das Waizenmehl backen konnten. Ueberall, wo sie durchmarschirten, schlachteten sie den Engländern das Vieh, rösteten sich das Fleisch an hölzernen Stangen, oder brateten es mit dem Fell der Thiere, wobei sie es vorher nur in das Wasser tauchten, um zu verhüten, daß die Haut durch die Flammen verzehrt werde. Dies war freilich eine rohe Kochart. Sie machten ihre Schuhe oder Sandalen auf eine plumpe Art, indem sie solche aus den rohen Viehhäuten schnitten und bis über die Knöchel heraufgehen ließen, ähnlich den jetzigen kurzen Kamaschen. Da bei dieser Gattung von Halbstiefeln die haarige Seite des Felles außen war, so nannten die Engländer diejenigen, welche derlei trugen, rohfüßige Schotten, und manchmal nach der Farbe der Haut Rothschenkel.

Die schottische Armee durfte weder Lebensmittel, noch irgend etwas von Kriegsvorrath mit sich führen, deshalb bewegte sie sich mit erstaunlicher Leichtigkeit von Berg zu Berg und von Thal zu Thal; aber überall, wo sie hinkam, plünderte und verwüstete sie das Land. Inzwischen setzte ihnen der junge König von England mit einer weit zahlreichern Armee nach; da diese aber wegen der großen Menge von Lebensmitteln, welche sie tragen mußten, und wegen ihren schweren Waffenröcken ihre Bewegungen nur schwerfällig ausführte, so konnte sie den Schotten nichts anhaben, obgleich die Engländer alle Tage den Rauch der Häuser und Dörfer sahen, welche jene in Brand steckten. Der König von England war darüber sehr entrüstet, und wünschte, wenn gleich erst 16 Jahre alt, gegen die Schotten zu ziehen, um sie für das viele Unheil, was sie in seinem Lande stifteten, zu züchtigen; sein Unmuth wurde so gesteigert, daß er demjenigen, welcher ihm zeige, wo die

schottische Armee derzeit sich aufhalte, eine Belohnung aussetzte.

Endlich, nachdem die Engländer aus Mangel an Lebensmitteln viel zu leiden hatten, und auf sehr ermüdenden Tagemärschen, während denen sie Furthen, Sümpfe und Moräste passiren mußten, keinen unbedeutenden Mühseligkeiten unterzogen waren, kam ein gewisser Rokeby in das Lager und machte auf die vom König ausgesetzte Belohnung Anspruch. Er erzählte dem König, daß er von den Schotten gefangen genommen gewesen sey, und daß sie sich eben so sehr freuen, mit ihm zusammenzukommen, als er begierig sey, *sie* zu sehen. Rokeby führte wirklich die englische Armee auf die Stelle, woselbst die Schotten lagerten.

Hiedurch rückte jedoch der englische König seinem Ziele nicht näher, denn Douglas und Randolph, von der Stärke der englischen Armee unterrichtet, hatten ihr Lager auf einem steilen Berge aufgeschlagen; unter diesem floß ein tiefer Fluß vorbei, dessen Bett mit großen Steinen angefüllt war, so daß es den Engländern unmöglich wurde, die Schotten anzugreifen, ohne vorher den Fluß zu passiren und den Berg im Angesicht des Feindes zu ersteigen, womit denn doch zu viel Gefahr verknüpft gewesen wäre.

Der englische König schickte den schottischen Generalen einen Parlamentär und ließ sie bitten, ihre Streitkräfte zurückzuziehen und ihm zu erlauben, daß er den Fluß frei passiren und dann seine Armee auf dem andern Ufer in Schlachtordnung aufstellen dürfe, damit sie offen einander bekämpfen könnten, oder ließ er ihnen anbieten — wenn sie es vorziehen sollten — ohne Widerstand auf die von *ihm* besetzte Seite des Flusses kommen zu dürfen, damit sie beide sich auf einem günstigen Boden schlagen könnten. Randolph und

Douglas konnten auf diese Botschaft hin nur lachen. Sie sagten, sie werden sich nach ihrem eigenen Gutdünken schlagen, und nicht wenn es dem König von England beliebe. Sie erwiederten ihm ganz höhnisch, sie seyen in sein Land eingefallen, um zu brennen, zu erbeuten und zu thun, was ihnen nur beliebe; wenn dieß dem Herrn König nicht gefalle, so müsse er in Gottes Namen seinen Weg durch den Fluß nehmen, und dieses, so gut er könne, ausführen.

Der englische König wollte die Schotten nicht aus dem Gesicht lassen, und schlug sein Lager auf der andern Seite des Flusses auf, um ihre Bewegungen überwachen zu können; denn er dachte, daß Mangel an Lebensmitteln sie nöthigen würde, ihre starke Stellung auf dem Berge verlassen zu müssen. Die Schotten gaben jedoch Eduarden auf's Neue wieder einen Beweis ihrer schnellen Beweglichkeit, indem sie ihr Lager verließen und ein anderes bezogen, dessen Zugang in der Front noch weit fester und schwieriger war, als das erste, was sie besetzt hielten. König Eduard folgte dieser Bewegung, und nahm seinen geschickten und unruhigen Feinden gegenüber Stellung, in der Hoffnung, sie zu einer Schlacht zu verleiten, welche er leicht zu gewinnen glaubte, weil seine Armee noch einmal so stark als die schottische gewesen und er lauter auserlesene Truppen hatte.

Während die beiden Armeen so einander gegenüber stunden, entschloß sich Douglas, dem jungen König von England im Kriegführen eine Vorlesung zu halten. Vor Tagesanbruch verließ er das schottische Lager mit einer kleinen Abtheilung von etwa 200 wohlbewaffneten auserlesenen Reitern. Er überschritt den Fluß in tiefer Stille und gelangte zum englischen Lager, das er nur nachlässig bewacht fand. Als Douglas dieß sah, ritt er an den englischen Schildwachen vorbei,

als wäre er ein Offizier von ihrer Armee, und sagte; „Beim heiligen Georg! ihr haltet hier schlecht Wache!“ — Damals war es nemlich üblich, daß sich die Engländer beim Schwören des Wortes St. Georg bedienten, als wie die Schotten des heiligen Andreas. Gleich darauf hörte Douglas einen englischen am Feuer liegenden Soldaten zu seinem Kameraden sagen: „Mir scheint, daß uns in diesem Lager etwas begegnet, denn es kommt mir vor, als wolle uns der schwarze Douglas einen Streich spielen.“ „Du sollst Recht haben,“ dachte Douglas bei sich selbst.

Nachdem er mitten in das englische Lager gelangt war, ohne entdeckt zu werden, zog er sein Schwert, hieb damit die Stricke eines Zeltes zusammen und rief sein gewöhnliches Feldgeschrei aus: Douglas! Douglas! „Ihr englischen Diebe, ihr müßt alle des Todes seyn!“ Seine Leute folgten seinem Beispiel, schnitten die Zelte zusammen oder drehten sie um und hieben die englischen Soldaten, welche nach den Waffen greifen wollten, nieder.

Douglas drang bis zum Zelt des Königs vor, und beinahe nahm er diesen jungen Fürsten mitten unter seiner großen Armee gefangen. Eduards Kaplan und viele seines Hofstaats griffen nach den Waffen und vertheidigten ihren König tapfer, während er selbst unter der Leinwand seines Zeltes durchkroch und entfloh. Der Caplan und verschiedene von des Königs Offizieren wurden erschlagen. Aber bald war das ganze Lager allarmirt und unter den Waffen, so daß Douglas genöthigt wurde seinen Rückzug anzutreten, welchen er mitten durch die Engländer nach der andern Seite des Lagers hin, von welcher er herein kam, bewerkstelligte. Da er hiedurch von den Seinigen, welche unterdessen in Verwirrung gekommen waren, getrennt wurde, gerieth er in die

große Gefahr, von einem Engländer, der ihm mit einer Keule begegnete, beinahe erschlagen zu werden. Douglas aber erschlug ihn, jedoch nur mit großer Anstrengung; dann bließ er in sein Horn um seine Leute zu sammeln, welche gleich herbei kamen. Er kehrte nur mit einem ganz unbedeutenden Verluste ins schottische Lager zurück.

Eduard war über diese letztere durch Douglas erlittene Schmach sehr aufgebracht, und wünschte jetzt mehr als je, diese kühne Gegner zu züchtigen, wozu ihm auch Einer beinahe Gelegenheit gegeben hätte. Dieser war Thomas Randolph, Graf von Muray. Er fragte Douglas, als dieser ins schottische Lager zurückkam; was er gethan habe? — „Wir haben ein bischen Blut vergossen.“ — „Ah,“ sagte der Graf, „hätten wir miteinander diesen nächtlichen Angriff unternommen, so würden wir sie geschlagen haben.“

„Vielleicht,“ sagte Douglas, „aber die Gefahr wäre zu groß gewesen.“ „Nun so wollen wir sie in offenem Felde angreifen,“ antwortete Randolph, „denn wenn wir hier bleiben, so werden wir aus Mangel an Lebensmitteln bald verhungern.“ — „Nicht doch,“ versetzte Douglas, „wir wollen mit dieser großen englischen Armee theilen, wie der Fuchs mit dem Fischer in der Fabel.“ —

„Und wie war das?“ fragte der Graf von Murray. — Darauf erzählte ihm Douglas folgende Geschichte: Ein Fischer erbaute sich ein Hüttchen an eines Flusses Ufer, um seiner Beschäftigung besser nachgehen zu können. In einer Nacht sah er einmal nach seinen Nezen und ließ in seiner Hütte ein kleines Feuer brennen; und siehe da! bei seiner Zurückkunft war ein Fuchs in der Hütte, welcher sich die Freiheit nahm, einen seiner schönsten Salmen, die er kurz vorher gefangen, zu verzehren. — „Wart, Herr Dieb!“

sagte der Fischer, „ich will mein Schwert ziehen," während welcher Aeusserung er sich unter die Oeffnung der Hütte stellte: „Dir soll Dein Tod gewiß seyn!" der arme Fuchs sah sich nach einem Loch um, durch welches er entwischen könnte, fand aber keins, weßhalb er dann mit seinen Zähnen einen auf dem Bett liegenden Mantel herabzog und diesen quer über das Feuer hinschleppte. Der Fischer sprang nach seinem Mantel um ihn aus dem Feuer zu reißen, unterdessen ging der Fuchs aber mit dem Salmen zur Thüre hinaus; — so wollen wir mit List der englischen Armee entkommen ohne mit einer so ungeheuren Macht uns messen zu wollen."

Randolph war mit Douglas Rath ganz zufrieden; die schottische Armee zündete in ihrem Lager zum Schein große Feuer an, sie machten Lärmen und bliesen in ihre Horne als wollten sie dort alle Nacht bleiben, wie vorher. Aber mittlerweile hatte Douglas schon einen Weg durch einen zwei Meilen langen in ihrem Rücken liegenden Sumpf machen lassen, weil es den Schotten auf keine andere Art möglich gewesen wäre, die Engländer zu hintergeben; durch diesen Paß, welchen die Engländer nicht vermutheten, zogen sich Randolph und Douglas mit allen ihren Leuten vor Tagesanbruch zurück. Sie liessen nicht einmal einen Troßjungen zurück, und richteten ihren Rückzug gegen Schottland, während die Engländer getäuscht und beschämt stehen blieben. Den andern Morgen war ihr Erstaunen groß, als sie das schottische Lager leer und kein anderes lebendes Wesen darin fanden, als zwei bis drei an einen Baum gebundene Engländer welche sie mit der schimpflichen, dem König von England geltenden Drohung zurück ließen: „Wenn ihm das, was sie hier gethan haben, nicht gefalle, so solle er selbst nach Schottland kommen und sich rächen." Der Platz, woselbst die

Schotten dieses berühmte Lager aufgeschlagen hatten, befand sich in dem Wald von Weardale, im Bißthum Durham; und der Weg, welchen sie zur Ausführung ihres Rückzugs anlegten, heißt noch heut zu Tage das geschorne Moos.

Hierauf wurde endlich mit Robert Bruce ein für Schottland sehr ehrenvoller Friede geschlossen, denn der König von England verzichtete auf alle Ansprüche auf die Oberherrschaft jenes Landes; er gab sogar seine Schwester, die Prinzessin Johanna, dem David Robert Bruces Sohn zur Frau. Diese Verbindung war für die Schotten sehr vortheilhaft. Man nannte diesen Vertrag den von Nordhampton, weil er im Jahr 1328. in dieser Stadt geschlossen wurde. Der gute König Robert überlebte dieses erfreuliche Ereigniß nicht lange. Er brachte sein Alter nur auf vierundfünfzig Jahre, aber, wie ich schon oben sagte, seine Krankheit wurde durch die vielen Beschwerden, welchen er in seiner Jugend ausgesetzt war, herbeigeführt, und am Ende wurde er sehr leidend. Als er einmal fühlte, daß er nicht mehr genesen werde, versammelte er um sein Bett die Edelleute und Rathgeber, auf die er am meisten Vertrauen setzte. Er sagte ihnen, daß er nun auf seinem Todtenbette alle seine Verbrechen sehr bereue, besonders aber, daß er in seiner Leidenschaft in der Kirche zu Dumfries und sogar vor dem Altar den Comyn mit eigener Hand ermordet habe. Er theilte ihnen mit, daß wenn er noch länger gelebt haben würde, seine Absicht gewesen sey nach Jerusalem zu gehen, um die Saracenen zu bekriegen, welche das heilige Land besitzen. Seit er aber voraussehe, daß er sterben müsse, habe er seinen besten Freund und tapfersten Krieger, den guten Lord Jacob Douglas gebeten, dieser solle sein Herz in das heilige Land tragen.

Damit Du aber die Absicht dieses Verlangens verstehen

kannst, muß ich Dir erklären, daß damals ein Volk, die Saracenen genannt, welche an den falschen Propheten Mahomed glaubten, durch Eroberung von Jerusalem und den andern Städten und Plätzen deren in der heiligen Schrift erwähnt wird, Besitz genommen haben, und die Christen von Europa, welche an diese Stellen als Pilgrime wanderten, um dort Gott zu verehren woselbst so viele Wunder vorfielen, wurden durch diese heidnischen Saracenen beschimpft und verhöhnt; daher schickten die Christen aus allen Reichen Europa's viele Armeen dorthin, um diese Saracenen zu bekämpfen. Sie glaubten, daß sie der Religion dadurch einen großen Dienst erweisen, und daß alle Sünden, welche sie bis daher begangen, von Gott dem Allmächtigen verziehen werden, weil sie gegen die Ungläubigen stritten, und den sogenannten heiligen Krieg führten. Du wirst Dich erinnern, daß Bruce damals im Sinne hatte eben dahin zu gehen, als er an der Erlangung der Krone Schottlands verzweifelte, und deßhalb wünschte er, daß sein Herz nach seinem Tod nach Jerusalem getragen werden möchte, und bat den Lord Jacob Douglas, dieses Amt zu übernehmen. Douglas weinte bitterlich, als ihm dieser Dienst, der letzte Beweiß von Bruce's Zutrauen und Freundschaft — übertragen wurde.

Der König starb bald darauf; sein Herz wurde aus seinem Körper genommen und einbalsamirt, d. h. mit Gewürzen und wohlriechenden Sachen eingerieben, damit es lange frisch und unverdorben bleiben möge. Dann ließ Douglas eine Kapsel von Silber machen, in welche er Bruce's Herz einschloß, und trug es um seinen Hals an einer Schnur von Silber und Gold. Später machte er sich auf in das sogenannte heilige Land in Begleitung einiger der tapfersten Ritter Schottlands, welche, um zu zeigen, daß sie ihren braven

König Robert Bruce zu schätzen wissen, den Entschluß faßten, sein Herz bis nach Jerusalem zu begleiten. Es wäre übrigens für Schottland weit besser gewesen, wenn Douglas und sie zu Vertheidigung ihres eigenen Landes zu Hause geblieben wären, denn bald nachher vermißte man ihren Beistand sehr.

Douglas erreichte das Ziel seiner Reise nicht. Auf seinem Zuge nach Palästina landete er in Spanien, woselbst der Saracenenkönig oder Sultan von Granada, Osmin, das Königreich des Alphonso, des Königs von Spanien und Kastilien, einen Einfall gemacht hatte. König Alphonso empfing Douglas mit ausserordentlich vieler Auszeichnung, und das Volk strömte von allen Seiten herbei, um den großen Helden zu sehen, dessen Ruhm die ganze Christenwelt durchdrungen hatte. Es kostete den König Alphonso nicht viel Mühe Douglas zu überreden, daß er der christlichen Sache einen guten Dienst erweisen würde, wenn er ihm beistehen wollte, die Saracenen aus Granada zu vertreiben, ehe er seine Reise nach Jerusam fortsetze. In Folge dessen lieferte Douglas mit seinen Leuten dem Osmin eine bedeutende Schlacht; sie hatten nicht viel Schwierigkeiten zu überwinden, um die ihnen gegenüberstehenden Saracenen zu schlagen. Da die Schotten aber die Fechtart der morgenländischen Reiterei nicht kannten, so verfolgten sie solche zu weit, und sobald die Mauren sahen, daß solche zerstreut und von einander getrennt seyen, kehrten sie plötzlich um, riefen ihr Feldgeschrei Allah, illah, allah! laut aus, und umringten diejenigen der schottischen Ritter, welche sich zu weit vorgewagt haben.

In diesem neuen Scharmützel sah Douglas den Sir Wilhelm St. Clair von Roslyn verzweiflungsvoll sich wehren, die Mauren hatten ihn umzingelt, und hieben mit ihren Säbeln auf ihn ein. „Wahrhaftig, dort wird ein wackerer

Ritter erschlagen," sagte Douglas, „wenn man ihm nicht gleich zu Hülfe kommt." Zugleich sprengte er zu dessen Befreiung herbei, wurde aber sogleich selbst von vielen Mauren umringt. Als er sah, daß er dicht vom Feind umgeben sey, und ihm kein Ausweg zum Durchkommen bleibe, nahm er Bruce's Herz von seinem Halse ab und sprach gerade als hätte er den noch lebenden König vor sich: „Geh voran in die „Schlacht, wie Du es immer gewohnt warst und Douglas „wird dir folgen oder sterben." Dabei warf er des Königs Herz mitten in die Feinde, und so wie er auf die Stelle losstürzte, wo es hingefallen war, wurde er erschlagen. Sein Leichnam wurde auf der silbernen Kapsel liegend gefunden, woraus hervorgeht, daß sein letztes Bestreben noch dahin gieng, Bruce's Herz zu vertheidigen.

Dieser gute Lord Douglas war einer der besten Soldaten die je lebten. Man sagt ihm nach, er habe siebenzig Schlachten mitgemacht, wovon er 13 verloren und 57 gewonnen. Die Engländer beschuldigten ihn der Grausamkeit; besonders sagen sie, er habe einen solchen Haß auf die englischen Bogenschützen geworfen, daß wenn er einen gefangen genommen, solchen nicht früher wieder entlassen, bis er ihm entweder das rechte Auge ausgestochen, oder den Zeigfinger an der rechten Hand abgehauen habe. Douglasens Speisekammer scheint ebenfalls eine Geschichte sehr grausamen Inhalts zu seyn; aber der Haß zwischen den zwei benachbarten Ländern war damals auf einen sehr hohen Grad gestiegen, und Lord Jacob war hauptsächlich über den Tod seines treuen Dieners Thomas Dickson aufgebracht; gewöhnlich behandelte er übrigens seine Gefangenen nicht hart, sondern war sehr gütig gegen sie. Die schottischen Geschichtschreiber schildern den guten Lord Jacob als einen Mann, welcher niemals durch

Mißgeschick gebeugt, oder durch Begünstigung des Glücks aufgeblasen worden wäre. Sie sagen, daß er in Friedenszeiten bescheiden und gut gewesen sey, im Kriege aber eine ganz andere Gemüthsstimmung gehabt habe. Er war schlank, stark, schön gewachsen und hatte eine schwarze Gesichtsfarbe und schwarze Haare, weßhalb er auch der schwarze Douglas genannt wurde. In den vielen Schlachten, die er mitmachte, wurde er nicht ein einzigesmal im Gesicht verwundet. Ein tapferer spanischer Ritter vom Hofe des Königs Alphonso dessen Gesicht durch die Säbelhiebe der Mauren ordentlich gezeichnet wurde, drückte laut seine Verwunderung darüber aus, daß Douglasens Gesicht nicht mit Wunden bedeckt sey. Douglas versetzte ganz bescheiden darauf, wie er Gott nicht genug dafür danken könne, daß er ihm seine Hände bewahrt und sein Gesicht beschützt habe.

In der Schlacht in welcher Douglas selbst blieb, fielen eine Menge seiner Leute. Die übrigen wollten ihre Reise nach Palästina nicht fortsetzen, sondern entschlossen sich nach Schottland zurückzukehren.

Nach des guten Lord Douglas Tod führte dessen Familie ein blutiges Herz mit einer Krone darauf auf ihrem Schilde, zum ewigen Andenken an seinen mit des Königs Robert Bruce's Herz nach Spanien unternommenen Zug. Damals brachte man dergleichen Sinnbilder auf den Schilden an, daß man in der Schlacht erkannt werden solle, weil die Helme das Gesicht verbargen; und nun, seit man sich solcher Waffen im Kriege nicht mehr bedient, werden diese Devisen (wie man sie zu nennen pflegt) der betreffenden Familie auf ihre Wappen gestochen oder auf ihren Wagen angebracht.

So erhielt z. B. einer der tapferen Ritter von der Begleitung des Lord Douglas, Sir Simon Lockhard von Lee,

den Auftrag, Bruce's Herz wieder nach Hause zu bringen, weßhalb er als Devise „ein Herz und oben darauf ein Vorlegeschloß" zum Andenken an Bruce's Herz, welches in eine silberne Kapsel eingeschlossen war, wählte. Aus demselben Grunde wurde Sir Simons Name „Lokhard" in Lokheart verwandelt, und alle die, welche von Sir Simon abstammen, schreiben sich noch heut zu Tage Lokheart *). Vielleicht hörtest Du schon von einem solchen Namen, mein lieber Hugo?

Alle die schottischen Ritter, die mit ihrem Leben davon kamen, kehrten in ihr Vaterland zurück. Sie brachten Bruces Herz und die Gebeine des guten Lord Jacobs zurück. Diese letztern wurden in der Kirche St. Bride, woselbst Thomas Dikson einen so fürchterlichen Palmsonntag hielt, begraben. Bruce's Herz wurde unter dem Hochaltar der Melroseabtei beerdigt, sein Leichnam aber mitten in der Kirche Dunfermline unter einem Marmorstein. Später fiel die Kirche in Trümmer zusammen, und mit ihr das Denkmal, so daß niemand mehr sagen konnte wo es stand; jedoch kurze Zeit vor der Geburt meines lieben Hugo, der nun sechs oder sieben Jahre alt ist, wurden bei der Wiederherstellung der Kirche von Dunfermline und beim Wegschaffen des Schuttes wahrhaftig Bruchstücke des marmornen Denkmals von Bruce gefunden. Auf dieses hin wurde weiter nachgegraben, weil man glaubte, man könne den Leichnam des berühmten Monarchen auch finden; endlich fand man wirklich das Scelett eines schlanken Mannes, welches man für das des Königs Robert halten mußte, eines Theils, weil er in einem von Gold durchwirkten Zeug begraben wurde, wovon viele Ueberbleibsel bei dem Scelett lagen, andern Theils, weil der

---

*) Heart heißt Herz.

Brustknochen durchsägt zu seyn schien, welches wahrscheinlich geschah, als man das Herz herausnahm; deßhalb wurde von des Königs Schatzkammer der Befehl ertheilt, die Gebeine sorgfältig aufzubewahren, bis ein neues Grabmal erbaut seyn werde. Sie wurden späterhin auch unter Bezeugung allgemeiner Ehrfurcht dahin gebracht; eine große Menge Edelleute mit ihren Frauen und Töchtern, so wie die ganze Volksmasse aus der Nachbarschaft waren bei dieser Gelegenheit zugegen; da die Kirche sie nicht alle fassen konnte, so wurde erlaubt, daß einer nach dem andern durchgehen dürfe, damit jeder, der Aermste wie der Reichste, die Ueberreste des grossen Königs Robert Bruce, welcher die schottische Monarchie herstellte, sehen könne. Viele Thränen wurden um den schon der Verwesung nahe gewesenen Schädel vergossen, welcher einst das Haupt desjenigen bildete, der so weise und kühn für die Befreiung seines Vaterlandes handelte. Unter den Ueberresten befand sich auch das harte Bein, welches einst als starker Arm den Sir Heinrich von Bohun auf einen Streich erschlug, nemlich der Abend vor der Schlacht von Bunnokburn.

Es ist nun mehr als 500 Jahre, daß der Leichnam des Robert Bruce das erstemal begraben wurde; wie viele Millionen Menschen starben seit dieser Zeit, deren Gebeine nicht erkannt oder deren Namen nicht mehr ausfindig gemacht werden können!

Es ist genug, daß ein König seiner Weisheit und Vaterlandsliebe und seines Muthes wegen so lange Zeit durch das Andenken seines Volkes, das er regierte, geehrt wurde. Du mußt jedoch, mein liebes Kind, eingedenk seyn, daß nur so preiswürdige und dem Vaterlande großen Nutzen bringende Handlungen, wie die des Robert Bruce, ein solches Andenken wünschenswerth machen. Für einen Fürsten, welcher

sich durch tyrannische und das Volk drückende Handlungen auszeichnete, wäre es besser, wenn er gleich dem gemeinsten Bauern in Vergessenheit käme.

Drittes Kapitel.

Von der Regierung Schottlands.

Ich fürchte, mein theurer Hugo, daß dieß ein langweiliges Capitel weiter und Dir ein wenig schwer verständlich werden könne; wenn Du es jedoch nach dem ersten Durchlesen nicht ganz verstehst, so wirst Du es vielleicht nach einem zweiten Versuche verstehen, deßhalb will ich mich der Deutlichkeit und Klarheit so viel als möglich befleißen.

Da Schottland noch nie so groß und mächtig war, als unter Robert Bruce's Regierung, so halte ich diese Zeit für die geeignetste, Dir die Gesetze mitzutheilen, unter welchen es regiert wurde.

Vor allem mußt Du in Betracht ziehen, daß es zwei Arten von Regierungen gibt, wovon die eine despotische oder unumschränkte heißt, welcher zufolge der König mit seinen Unterthanen anfangen kann, was er nur immer will d. h. über ihr Eigenthum und Leben nach Gefallen zu verfügen. Auf diese Art werden fast alle Reiche des Orients regiert, sey es durch Könige, Kaiser, Sultane, oder was sie für Namen haben mögen; diese gehen mit ihren Unterthanen um, wie es ihnen beliebt, ohne durch irgend jemand in ihrer Handlungsweise beschränkt zu werden. Dieß ist für ein unter solcher Regierung stehendes Volk ein sehr großes

Unglück; die Unterthanen können nur als Sclaven betrachtet werden, da weder ihr Leben noch ihr Eigenthum sicher ist, sobald es dem König einfällt, es zu nehmen. Einige Könige sind zwar von Natur gute Menschen und wenden die in ihre Hände gegebene Gewalt nur zum Guten des Volkes an; andere aber sind sorgenlos, und ziehen listige und schlechte Leute in ihr Vertrauen, das sie durch Schmeichelei und andere schlechte Mittel zu erschleichen wissen, und lassen sich zu Ungerechtigkeiten verführen, wenn sie vielleicht selbst nicht daran denken. Ausserdem giebt es schlechte Regenten, welche, wenn sie unumschränkte Gewalt haben, ihren Unterthanen Geld und Gut erpressen, sie ins Gefängniß werfen, oder sie nach Gefallen zum Tode verurtheilen, und der Grausamkeit und Habsucht auf Kosten ihres Volkes fröhnen — diese nennt man Tyrannen.

Diejenigen Staaten, welche so zu sagen eine freie Regierung haben, sind daher tausendmal glücklicher; dort ist der König selbst den Gesetzen unterthan und kann nur durch sie regieren. Bei solchen Regierungen ist der König durch die Gesetze beschränkt und an sie gebunden, und kann niemand zum Tode verurtheilen, der nicht eines Verbrechens überwiesen wird, auf welches Todesstrafe gesetzt ist; eben so wenig kann er den Unterthan zu einer andern Geldstrafe verurtheilen, als zu einer solchen, zu welcher der Regent ein Recht hat, und dann erst fällt sie noch in eine Kasse, welche zur Bestreitung der allgemeinen Staatskosten errichtet ist. Beinahe alle Nationen des neuern Europas hatten ursprünglich solche freie Regierungen, nur in einigen Staaten hatten sich die Könige zu viel Gewalt angemaßt, jedoch nie in so hohem Grade, als dieses heut zu Tage noch im Orient ge-

schieht; einige Länder aber, z. B. Großbritannien, hatten das Glück, eine freie Constitution zu erhalten, welche nicht nur Unterthanen, sondern alle dort Lebenden vor allem Drucke oder vor jeder willkührlichen Gewalt schützt. Wir verdanken diesen Segen unsern braven Vorfahren, welche zu allen Zeiten bereit waren, diese Vorrechte mit ihrem Leben zu vertheitigen, und wir unserer Seits sind verpflichtet, sie in derselben Ausdehnung, in welcher wir sie erhielten, unserer Nachkommenschaft zu überliefern.

In Schottland und den meisten Ländern Europas wurden die Grundsätze der Freiheit durch das allgemein eingeführte Feudalsystem aufrecht erhalten. Du wirst Dich erinnern, daß der König zufolge dieses Systems, den Edelleuten bedeutende Grundbesitzungen verlieh; diese wurden für die Lehen oder Besitzungen, welche sie auf solche Art vom König erhielten, Vasallen genannt, und waren, wie schon gesagt, verbunden, ihm auf sein Verlangen in den Krieg zu folgen, und den Rathschlüssen, welche über Staatsangelegenheiten gefaßt wurden, beizuwohnen. Eine solche Versammlung oder ein solcher großer Rath wurde Parlament genannt und dieses entwarf die Gesetze des Königreichs oder änderte sie ab, aber nicht nach Gefallen des Königs oder des großen Rathes allein, sondern in Uebereinstimmung mit einander. Hiebei muß ich noch erwähnen, wie dieser große Rath zusammen gesetzt wurde, und wer das Recht hatte, darin zu sitzen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß vor allem jeder Kronvasall oder jeder kleinere Vasall nicht nur das Recht hatte, sondern sogar verbunden war, dem großen Rathe des Königs beizuwohnen. In Uebereinstimmung mit diesem wurde auch gewöhnlich auf des Königs Geheiß der ganze übrige hohe Adel beigezogen; es war jedoch für die von geringem Vermö-

gen sehr kostspielig und lästig, wenn sie große Reisen machen mußten, um dem Parlamente beizuwohnen, oder vielleicht mehrere Tage und Wochen sich ihren eigenen Familien und Geschäften entziehen mußten. Wenn alle die königlichen Vasallen und Grundbesitzer zur Entwerfung der Gesetze berufen worden wären, so würde ihre Anzahl zu groß gewesen seyn; es wäre wohl kaum möglich gewesen, einen Saal ausfindig zu machen, worin die ganze Versammlung Platz gefunden hätte, eben so wenig wäre es irgend einem möglich geworden, so laut zu sprechen, daß diese ungeheuer zahlreiche Versammlung ihn hätte verstehen können; daher kam es, daß man, statt alle in Person beizuziehen, die Minderbegüterten von den Großen des Reichs unterschied, sie in ihren eigenen Bezirken oder Provinzen (wie die Unterabtheilungen des Landes genannt wurden) versammelte, und dort einen oder zwei der verständigsten und erfahrensten aus ihrer Mitte wählte, um dem Parlamente oder großen Rathe im Namen der Uebrigen beizuwohnen, welche sodann das Interesse der ganzen betreffenden Provinz vertreten mußten. So bestand das Parlament oder der Nationalrath Schottlands aus zwei verschiedenen Klassen, nemlich aus den Pairs oder den Großen des Adels, welche der König selbst ernannte, und aus den Minderbegüterten, welche die kleinern Kronvasallen der verschiedenen Provinzen Schottlands vertraten. Ausser diesen zwei Klassen enthielt der große Rath auch die Stellvertreter der Geistlichkeit und der bedeutenden Marktflecken oder der Städte.

Zur Zeit des Katholicismus übten die Geistlichen in jedem Reiche Europas große Gewalt aus, und versäumten keine Gelegenheit, durch welche ihr Ansehen vergrößert wer-

den konnte; deßhalb darf man sich nicht wundern, daß die Ersten aus der Geistlichkeit, als Bischöfe und Aebte von großen Abteien, welche der Bischofswürde gleich kamen, Sitz und Stimme im Parlament erhielten. Eigentlich wurden sie nur zugelassen, um für die Angelegenheiten der Kirche zu sorgen, hatten aber denselben Rang wie die Pairs. Es bleibt also nur noch der aus den Flecken und Städten Gewählten zu erwähnen übrig. Die Könige von Schottland haben von den frühesten Zeiten an um den Handel und die Industrie ihres Landes zu befördern, und auch um den Mächtigen und Großen des Reichs ein Gegengewicht zu bilden, vielen Städten Vorrechte verliehen, welche sie durch Freiheitsbriefe von dem Regenten erhielten, und deßhalb königliche Flecken oder Städte genannt wurden. Die Bürger derselben hatten das Vorrecht, ihren eigenen Magistrat zu erwählen, und bedeutende Abgaben zu erheben, entweder aus Ländereien, welche ihnen vom König angewiesen wurden, oder aus Zöllen und Auflagen, welche auf die in die Stadt gebrachten Artikel gelegt wurden. Diese Abgaben wurden durch die Magistratsherrn (gewöhnlich Schultheißen und Vögte genannt) für den Verbrauch einer Stadt ausgeschrieben. Dieselben Magistratsherrn ertheilten auch in jener kriegerischen Zeit den Bürgern oder Stadtbewohnern den Befehl ins Feld zu ziehen, entweder um das Gebiet und die Vorrechte der Städte, welche durch die benachbarte Lords und Adelige angegriffen wurden, zu vertheidigen, oder um die Engländer zu bekämpfen. Die Bürger waren alle gut exercirt und genöthigt, sich zu des Königs Armee zu stellen, oder diese letztere zu beherbergen, wenn es der König verlangte. Unter andern Vorrechten hatten die Bürger auch das Recht, wie schon erwähnt, Stellvertreter in das Parlament zu schik-

ken, um sowohl auf das Interesse der betreffenden Städte zu wachen, als auch bei den Nationalangelegenheiten ihre Stimme zu geben.

Es wird Dir nicht entgehen, daß das schottische Parlament in Beziehung auf seine Beschaffenheit ganz dem englischen glich, nur mit dem Unterschied, daß in England die Staatsgeschäfte auf eine andere Art verhandelt wurden; dort nemlich bildeten die Pairs oder der hohe Adel mit den Bischöffen und den größern Aebten ein Ganzes, sie mußten für sich selbst berathen und stimmen. Diese nannte man das Oberhaus oder das Haus der Lords; eben so bildeten die Stellvertreter der Provinzen und Städte eine eigene Versammlung, und wurden das Unterhaus oder das Haus der Gemeinen genannt. In Schottland dagegen saßen die Adeligen, die Geistlichen, die Stellvertreter der Provinzen und Abgeordneten aus den Städten alle in Einem Zimmer, und berathschlagten und stimmten als Mitglieder ein und derselben Versammlung mit einander.

Seit der Vereinigung der Königreiche England und Schottland sitzt und stimmt das Parlament, welches beide Länder vertritt, in zwei verschiedenen Abtheilungen, welche die zwei Häuser des Parlaments heißen, wodurch in Beziehung auf das Nationalinteresse manche Vortheile entstehen.

Nun wirst Du einigen Begriff von dem Parlamente oder von dem großen Rathe des Reichs und der verschiedenen Stände, denen Sitz und Stimme dort zukommt, haben. Ich muß noch beifügen, daß beide Versammlungen auf des Königs Befehl einberufen und entlassen wurden, und daß alle die ganze Nation betreffende Angelegenheiten ihrer Berathung und Ansicht unterworfen wurden. Alle die Maaßregeln, welche sie vorschlugen, wurden dann zu Gesetzen erhoben, wenn

ihnen der König seine Zustimmung gab; dieses wurde dadurch angedeutet, daß der König die durch das Parlament entworfene Gesetze mit seinem Scepter berührte. Du siehst also, daß die Gesetze, welche im Lande gegeben wurden, größtentheils des Volkes eigenes Machwerk waren, weil sie durch die Stellvertreter im Parlamente selbst vorgeschlagen wurden. So oft zu irgend einem öffentlichen Zwecke Steuern erhoben werden wollten, mußte nothwendigerweise, sowohl in Beziehung auf die Summe, als auf die Erhebungsart das Parlament seine Zustimmung geben; demnach konnte der König ohne Anhörung seines großen Rathes keine Steuern erheben.

Man darf daher im Allgemeinen wohl behaupten, daß die schottischen Gesetze in Beziehung auf die Regierungsangelegenheiten so weise als die irgend eines Staates in Europa der damaligen Zeit waren, und daß sie sogar die strengsten Beweise von Vorsicht und Scharfsinn darlegten. Für Schottland war nur ein großes Unglück, daß die guten Gesetze, welche Könige und Parlamente gaben, nicht gleich in Anwendung gebracht, sondern im Gegentheil nicht gehalten und vernachlässigt wurden, gerade als wären sie nie gegeben worden. Ich werde versuchen, einige Gründe dieser Vernachlässigung anzugeben.

Das größte Uebel bestand in der großen Macht des Adels, welcher des Königs Ansehen und Oberaufsicht schwächte. Die Lords hatten die Erlaubniß erhalten, in ihren Bezirken eigene Gerichtsbarkeit auszuüben, deßhalb blieb die Vollmacht, Verbrechen zu untersuchen und zu bestrafen, in ihren Händen. Die meisten dieser Lords zogen größern Nutzen davon, wenn sie ihr eigenes Ansehen und ihre eigene Gewalt in ihren unterhabenden Provinzen geltend machten, als wenn sie zum Gemeinbesten und zur Herstellung der Ordnung und Ruhe im ganzen Lande beigetragen hätten. Sie hatten bei-

nahe immer unter sich Streitigkeiten, und oft mit dem Kö-
nige selbst. Manchmal zogen sie gegen einander zu
Felde, manchmal vereinigten sie sich gegen den König. Bei
jeder Gelegenheit zeigten sie sich mehr zum Krieg als zum
Frieden geneigt, und verwendeten deßhalb wenige Sorgfalt
darauf, die Verbrechen, welche das Gemeinwohl störten, zu
bestrafen. Anstatt daß sie diejenigen Leute, welche Mordtha-
ten und Diebstähle begingen und andere Gewaltthätigkeiten
ausübten, vor Gericht zogen, beschützten sie solche oft und
warben sie in ihre eigene Dienste an, und gaben häufig aus
Rache oder Ehrgeiz selbst die Veranlassung zu dem vielen
Unheil, welches jene Verbrecher stifteten.

Die von dem König ernannten Richter, welche unter sei-
nem Schutze ihr Amt versahen, hatten übrigens das Recht,
solche Ruhestörer ergreifen und strafen zu lassen, sobald sie
ihrer habhaft werden konnten. Es hielt aber damals sehr
schwer, derlei Angeklagte ergreifen lassen zu können, weil
die mächtigen Lords, in deren Gebiet sie sich aufhielten, ih-
nen oft selbst zu Schlupfwinkeln oder zur Flucht behülflich
waren. Wenn es überdieß den königlichen Behörden auch
gelang, Verbrecher einzufangen, so mußten sie auf Begehren
desjenigen Lords, auf dessen Gebiet das Verbrechen begangen
worden, ausgeliefert werden, weil es ein Gesetz gab, wel-
chem zufolge der Lord die Angeklagten von seinem eigenen
Gerichtshofe richten lassen durfte. Ein Adeliger übrigens,
welcher die Wohlthat des Gesetzes ansprach, war verbunden,
die Versicherung zu geben, daß er gegen die Schuldigen in-
nerhalb einer gewissen Zeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen
wolle. Die Nachläßigkeit und Schwachheit der Regierung aber
und die Macht des Adels war so groß, daß ein Adeliger,
wenn er einmal einen Angeschuldigten in seinen Händen

hatte, er ihm leicht zur Flucht verhelfen, oder ihn nach einer nur scheinbaren Strafe entlassen konnte. Daher war es immer schwer und oft unmöglich, die von dem schottischen Parlament gegebenen guten Gesetze in Anwendung zu bringen, weil die Adeligen, um die ihnen eingeräumte Gewalt zu bewahren oder sogar noch auszudehnen, die das Gemeinwohl bezweckende Gerichtsbarkeit auf alle mögliche Weise unterbrachen.

Jeder dieser Lords, welcher doch dem König Unterthan war wie Andere, schien in seinen eigenen Besitzungen, eher selbst König, als Unterthan des schottischen Monarchen zu seyn; ich werde ein paar Beispiele anführen, aus denen ersichtlich ist, daß einige der Adeligen so mächtig wurden, daß sie in Versuchung kamen, den Königen Thron und Land zu entreißen. Dem Unbedeutendsten von ihnen fiel es oft ein, den andern ohne Erlaubniß des Königs zu bekriegen, wodurch im ganzen Lande allgemeine Unordnung entstand und viel Blut vergossen wurde. Diese Unordnungen schienen fortgesetzt und unter dem Namen Todfehde zu einer Gewohnheit erhoben worden zu seyn. Wenn zwei Personen aus verschiedenen Familien mit einander in Streit geriethen, und der eine den andern beschimpfte oder gar erschlug, so rächten sich die Verwandten des Beleidigten oder Erschlagenen, weil sie wußten, daß die Gesetze ihnen keine Genugthuung verschaffen konnten, dadurch, daß sie irgend einen Verwandten desjenigen, welcher das Unrecht begangen hatte, umbringen ließen, ohne darauf zu achten, wie wenig das Opfer ihrer Rache an der ursprünglichen Beleidigung oder Verletzung schuld gewesen seyn mag. Dann trachteten die Andern ihrerseits wieder, sich auf ähnliche Weise an einem Mitglied der zuerst beleidigten Familie zu rächen; so wurden die Zwistigkeiten in

Familien, welche schon Nachbarschaft halber hätten befreundet bleiben sollen, von Vater auf Sohn und von Generation auf Generation übertragen. Diesen Zustand, in welchem sie damals lebten, nannte man die Todfehde.

Diese pflichtvergessene Gesetzlosigkeit und die immerwährende Gier, sich rächen zu wollen, zog in Schottland das größte Unglück nach sich. Wenn z. B. die Könige von Schottland ihre Armeen versammelten, um gegen die Engländer, die allgemein anerkannten Feinde der Schotten, zu ziehen, so konnten sie zwar eine bedeutende Macht zusammenbringen, unter denen sich viele tapfere Edelleute mit ihrem Gefolge befanden; aber es war immer sehr schwierig und manchmal sogar rein unmöglich, sie zu vereinigen, weil sie gegenseitig auf einander eifersüchtig waren. Viele derselben fingen ohne alle Veranlassung, oder in Folge der unglücklichen und grausamen Todfehde Zwistigkeiten an, welche ursprünglich unbedeutend gewesen, nachher aber hartnäckig wurden, in Grausamkeiten und Verbrechen ausarteten und von Vater auf Sohn übergingen. Unter einer weisen und strengen Regierung, wie unter der des Robert Bruce, wurden diese allzu gewaltthätigen Edelleute zwar in Furcht erhalten; aber sobald Könige und Feldherrn von geringeren Fähigkeiten an ihrer Spitze standen, ließen sie sich durch ihre eigenen Zwiste zu Schmach und Schande hinreißen. Daher kam es denn auch, daß die Schotten sehr oft, wenn sie mit bedeutenden Armeen, wobei sich viele der aufgeblasenen unabhängigen Edelleute befanden, gegen die Engländer zu Felde zogen, geschlagen wurden; während sie mit kleineren Heeren den Feind häufig besiegten, weil die Schotten damals unter sich selbst einig waren und den Befehlen eines Feldherrn gehorchten, ohne sich selbst durch Zwistigkeiten gegenseitig aufzureiben.

Diese Streitigkeiten brachen gerade mitten in den Grafschaften Schottlands aus, woselbst der König gewöhnlich residirte, als in den drei Lothians, in Fifeshire und andern Provinzen, und woselbst er zu Erhaltung seines eigenen Ansehens und zu Vermeidung der Uneinigkeiten am meisten Gewalt brauchte, wie namentlich in den Hochlanden und in den Grenzprovinzen, deren Bewohner weit wilder und roher als alle andern waren, daß man ihnen sogar nachsagte, sie achten gar keine Gesetze.

Obgleich sie dem König von Schottland dem Namen nach Unterthan waren, so konnte er, wenn er in irgend einer dieser Provinzen die Unschuldigen beschützen und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollte, solches nicht anders ausführen, als wenn er in Person an der Spitze einer bedeutenden Macht dort einrückte, die Urheber verhaften und sie nach vorangegangenem Verhör, oder auch ohne alle Untersuchung hinrichten ließ. Eine solche strenge Justiz machte diese ausschweifende Länder vielleicht auf einige Zeit ruhig, aber dadurch entstand in ihrem Innern nur eine noch größere Abneigung gegen die königliche Regierung, auch gab ihnen dieß Veranlassung, bei der ersten Gelegenheit entweder unter sich selbst in Uneinigkeiten oder in völligen Aufruhr auszubrechen. Ich werde Dir noch mehr über die wilden und ungesitteten Bezirke Schottlands und von deren Einwohnern erzählen, damit Du wissest, was ich unter Hochländern und Grenzbewohnern verstehe, wenn ich von ihnen spreche.

Die Hochlande Schottlands haben ihre Benennung von dem felsigten und gebirgigten Charakter der Gegend, sie nehmen einen bedeutenden Theil des Nordens von Schottland ein. In diese unzugänglichen Wildnisse hatten die Römer die alten Bewohner Großbritanniens getrieben; und von hier

aus machten späterhin diese ihre Ausfälle in denjenigen Theil Britanniens, welchen die Römer erobert und einigermaßen in bessern Zustand versetzt hatten. Die Bewohner der Hochlande sprachen und sprechen noch jetzt eine von den Bewohnern des flachen Landes ganz verschiedene Sprache. Die letztere weicht von der englischen nicht viel ab, weshalb sich Schottländer und Engländer leicht verstehen können, aber keine dieser beiden können die gaelische Sprache, welches die der Hochländer ist, verstehen; eben so war auch die Kleidung dieser Bergbewohner von der, der übrigen Schottländer verschieden. Sie trugen Faltenröcke von Fries oder einem gestreiften Zeuge, den man Tartan nannte, deren eines Ende rings herum aufgewickelt war, wodurch der Rock kurz wurde und nur bis auf die Knie hinabreichte, während der übrige Theil des Rocks, gleich einem Mantel, um den Leib geworfen wurde; ihre Fußbekleidung bestand in Halbstiefeln von rohen Fellen. Diejenigen, welche eine Mütze auffanden, bedeckten sich damit, aber viele trugen in ihrem ganzen Leben nie eine solche, sondern ließen ihre Haare zottigt herabhängen und banden sie hinten mit einem ledernen Streifen. Sie gingen immer bewaffnet aus, mit Bogen und Pfeilen und großen Schwertern, die sie mit beiden Händen führten; sie hatten deren von verschiedener Gattung, nemlich Claymors (Ausforderer) mit breiten Klingen, Streitärte und Dolche, die letztern, um sich deren im Treffen in der Nähe zu bedienen. Zu ihrer Bedeckung bedienten sie sich runder hölzerner Schilde oder Tartschen (eine Art ganz alter Schilde) die durchaus mit Nägeln beschlagen waren; ihre großen Männer trugen Panzerhemde, den Flanellschürzen neuerer Zeit nicht unähnlich, nur aus eisernen Plättchen zusammen gesetzt, statt aus wollenem Garn gewoben; aber die Schottländer gemei-

nen Schlags wollten ihren Körper nicht mit Waffenröcken aller Art überladen, warfen daher häufig ihre Mäntel weg, und fochten in ihren Schürzen, welche nach altschottischer Art lang und weit waren.

Dieser Theil des schottischen Volkes war in Clans, d. h. Geschlechter, eingetheilt. Alle die Personen, welche einen solchen Clan bildeten, glaubten sie stammen bis ins graue Alter hinauf von einem und demselben Ahnen ab, dessen Namen sie alle führten. So wurde z. B. ein Geschlecht Mac Donald genannt, welches so viel heißt, als die Söhne des Donald, ein anderes Mac Gregor, oder die Söhne des Gregor; Mac Niel, die Söhne der Niel u. s. w. Jedes dieser Geschlechter hatte sein eigenes Haupt oder seinen Befehlshaber, welchen sie für den unmittelbaren Abkömmling des Ahnen von demselben Stamm hielten, von dem sie alle abstammten. Diesem Haupte leisteten sie unbedingten Gehorsam und gehorchten in Krieg und Frieden seinen Befehlen, ohne daran zu denken, ob sie hiedurch die königlichen Gesetze befolgen oder sich gegen die Person des Königs verfehlen. Jedes Geschlecht lebte in einem Thale, oder in einem Gebirgsbezirk von den andern getrennt. Oft zogen sie gegen einander und kämpften verzweiflungsvoll; mit den Bewohnern des flachen Landes waren sie aber immer im Kriege. Sie unterschieden sich von ihnen in Sprache, Kleidung und Gebräuchen und glaubten, daß die bessere Gegend des niedrigen Landes einst ihren Vor-Eltern gehört habe; deshalb fielen sie auch immer dort ein und plünderten ohne Schonung. Die Bewohner des flachen oder niedrigen Landes dagegen gaben den Hochländern, denen sie an Muth gleich kamen, an Ordnung sie aber übertrafen, manchen harten Stoß; dadurch waren sie, wenn gleich

in demselben Lande geboren, fortwährend in Krieg oder uneinig mit einander.

Einige der mächtigsten Häupter aus dem Hochlande machten sich selbst zu unabhängigen Fürsten. So sollen die berühmten Lords der Mac Donald Inseln, welch letztere später Hebriden hießen, (nordwestlich von Schottland gelegen) Eigenthümer dieser Inseln geworden seyn. Diese kleinen Fürsten schloßen in ihrem eigenen Namen Bündnisse mit den Engländern. Zu den Zeiten der Kriege hatten sie sich an Robert Bruce angeschlossen, später werden wir finden, daß sie Schottland einer großen Zerstörung nahe führten. Die Lords von Lorn, eigentlich Mac Douglas genannt, waren ebenfalls außerordentlich mächtig und Du hast bereits gelesen, daß sie sich mit Bruce messen konnten, denn sie haben ihn nicht nur geschlagen, sondern in die größte Gefahr versetzt. Er rächte sich nachher dadurch, daß er den Johann von Lorn aus dem Lande jagte, und einen großen Theil von dessen Besitzungen seinem eigenen Neffen Sir Collin Campbell gab, welcher der erste der Familie Argyle wurde, die in späteren Zeiten in den Hochlanden so mächtig war.

Aus allem dem bisher gesagten kannst Du leicht entnehmen, daß diese Hochland-Clans, die in hohen unzugänglichen Gebirgen wohnten und außer ihrem Haupte keinem andern gehorchten, wohl die Werkzeuge zu Störung der Ruhe im Königreich Schottland seyn konnten. Sie hatten viele Vorzüge; sie waren gut, tapfer, gastfreundschaftliche Leute und zeichneten sich durch ihre Treue und Anhänglichkeit an ihre Häupter aus. Dagegen waren sie unruhig, rachsüchtig, plünderten gerne und hatten größere Freude am Krieg und an der Unordnung, als am Frieden und der Ruhe.

Die Grenzbewohner waren friedliebender und ruhiger

In einiger Beziehung glichen die Bewohner der auf der entgegengesetzten Seite von England liegenden schottischen Grafschaften den Hochländern, besonders aber darin, daß sie wie jene in Clans abgetheilt waren und Häupter an ihrer Spitze hatten, unter denen sie vorzugsweise dem König oder den von ihm ihnen gegebenen Officieren gehorchten. Es ist nicht leicht darzuthun, woher es kam, daß die Clanschaften vorzugsweise in den Hochlanden und in den Grenzprovinzen und nicht auch in denen Bezirken, welche die beiden letztgenannten trennten, bestanden, sondern ich kann nichts anders sagen, als es war so. Die Grenzprovinzen waren übrigens nicht so gebirgig und unzugänglich als die Hochlande, aber dennoch voll Hügel, besonders der westlichere Theil der Grenze, welcher in früheren Zeiten mit Wäldern bedeckt, und durch kleine Bäche und Sümpfe in Thäler getheilt wurde, woselbst die verschiedenen Clans wohnten, und von wo aus sie manchmal die Engländer, manchmal einander selbst und manchmal die hinter ihnen liegenden gesitteteren Völker bekriegten.

Obgleich die Grenzbewohner in ihrer Regierungsform, in ihrer Gewohnheit zu plündern, und in ihrem Ungehorsam gegen die schottische königliche Regierung den Hochländern glichen, so unterschieden sie sich doch in Manchem von ihnen. Die Hochländer kämpften immer zu Fuß, während die Grenzbewohner alle beritten waren; die letztere sprachen die nämliche Sprache, wie die Bewohner des niedrigen Landes und trugen die ähnliche Kleidung und Waffen. Da sie gewohnt waren, gegen die Engländer zu ziehen, so hatten sie auch mehr Ordnung in ihren Abtheilungen. In Beziehung auf den Gehorsam aber, den sie der schottischen Regierung leisten sollten, waren sie von den nördlichen Clans nicht sehr verschieden.

Den Grenzbewohnern wurden Hauptleute gegeben, um dieses unruhige Volk im Zaum zu halten; da diese Hauptleute aber gewöhnlich selbst Häupter der Clans waren, so halfen sie dem Uebelstand nicht viel ab. Robert Bruce übertrug die Aufsicht größtentheils dem guten Lord Jacob Douglas, der auch seinen Austrag mit unerschütterlicher Treue vollzog; aber die Macht, welche die Familie Douglas dadurch erlangte, wurde später, nachdem sie in die Hände Jacobs Nachfolger gefallen war, der Krone von Schottland sehr gefährlich.

Du kannst hieraus ersehen, wie sehr Schottland verstückelt wurde, theils durch die Zwistigkeiten der Adeligen und die schlaffe Handhabung der Gesetze, theils durch die Gesetzlosigkeit der Hochländer und die immerwährenden Einfälle der Grenzbewohner. Wenn Robert Bruce am Leben und gesund geblieben wäre, so würde er wahrscheinlich sein Möglichstes gethan haben, um mehr Ordnung in das Land zu bringen; aber die Vorsehung hatte beschlossen, daß Schottland unter seinem Sohne und Nachfolger in einen beinahe eben so erbärmlichen Zustand zurückfallen solle, aus welchem es sein Vater, dieser große Fürst, rettete.

Viertes Kapitel.

Regierung und Tod Randolphs. – Schlacht bei Dupplin. – Thronbesteigung Eduard Baliols auf den schottischen Thron und seine Flucht nach England. Schlacht bei Halidon Hill und Rückkehr Baliol's.

Unter allen Königen, welche je in Schottland regierten, zeichnete sich Robert Bruce am meisten aus; nach seinem Tode

fiel das Königreich durch Erbfolge seinem Sohne David zu; man nannte diesen David den II., um ihn von dem König gleichen Namens, welcher ungefähr hundert Jahre früher regiert hatte, zu unterscheiden. Dieser David II. war bei seines Vaters Tode erst vier Jahre alt. Wenn nun gleich Kinder dieses Alters manchmal einen sehr gereiften Verstand haben, so hat man doch noch nicht erlebt, daß ihnen die Regierung eines Königreichs überlassen worden wäre. Aus diesem Grund ist Randolph, Graf von Moray, von dem du so viel gehört hast, zum Reichsverweser oder Regenten des Königreichs Schottland ernannt, d. h. die königliche Gewalt ist ihm auf so lange übertragen worden, bis der König alt genug seyn würde, selbst zu regieren. Diese weise Vorsichtsmaßregel wurde mit Zustimmung des schottischen Parlaments noch durch Bruce getroffen, und kam dem Königreich sehr zu statten.

Der Regent war in Ausübung der Gerechtigkeit sehr strenge. Wenn z. B. ein Bauer eine Pflugschaar auf dem Felde gestohlen hatte, so veranlaßte Randolph den Schultheißen des betreffenden Orts zur Bezahlung des vollen Werthes; es gehörte nemlich zur Amtspflicht der Vögte und Schultheiße, das im offenen Felde gelassene Eigenthum der Bauern zu schützen. In Folge dieses Gesetzes versuchte einst ein Bauer seinen Vorgesetzten zu betrügen; er verbarg seine eigene Pflugschaar, zeigte aber an, daß sie ihm gestohlen worden sey, und verlangte deren Vergütung vom Schultheißen. Der Bauer erhielt der Schätzung nach zwei Schillinge; sobald aber der Betrug entdeckt wurde, ließ ihn der Regent aufknüpfen.

Ein andermal wurde ein Verbrecher, der einen Priester erschlagen und sich nach Rom geflüchtet hatte, um dort Buße zu thun, vor den Regenten geführt. Der Verbrecher gestand

den Mord ein, schützte aber vor, daß ihm vom Pabste verziehen worden sey. „Der Pabst,“ sagte Randolph, „kann dir wohl die Ermordung eines Priesters verzeihen, aber er kann dich nicht von der Strafe freisprechen, welche auf die Ermordung eines Unterthanen des Königs von Schottland gesetzt ist.“ Dieß war eine Art Eingriff in des Pabstes Rechte, und ein seltener Fall unter den Fürsten und Gewalthabern der damaligen Zeit. Einen weiteren Beweis von des Regenten strenger Justiz liefert folgende Thatsache: Er saß zu Whigton in Galloway im Gericht, gerade als einer seiner Unterthanen die Klage führte, daß einige seiner Feinde sich in einen benachbarten Wald im Hinterhalt gelegt haben, um ihm aufzulauern und ihn umzubringen. Darauf schickte Randolph eine Abtheilung Bewaffneter aus, ließ jene ergreifen und ihm vorführen. „Seid ihr die,“ fragte er, „welche des Königs Unterthanen meuchelmörderischer Weise umbringen wollen? — Fort mit ihnen an den Galgen!“

Randolph's Gerechtigkeit wurde hochgepriesen, aber seine Strenge liebte man durchaus nicht. Er scheint ein eigenes Vergnügen daran gehabt zu haben, Verbrecher zum Tode zu verurtheilen; man lernt hieraus nicht sowohl die Wildheit der damaligen Zeiten, als die Richtung seines eigenen Charakters kennen. Einst schickte er einen seiner Kronbeamten nach dem Schlosse Ellandonan in den Hochlanden voraus, um einige Diebe und Räuber richten zu lassen. Dieser Beamte ließ ihnen die Köpfe abschlagen, und deren fünfzig rings um die Schloßmauer herum aufstecken. Als hierauf Randolph den bei diesem Schloß gelegenen See hinabfuhr und das Schloß mit den scheußlichen und blutigen Köpfen geschmückt

sah, äusserte er, „daß ihm dieser Anblick besser gefalle als der schönste Rosenkranz, den er je gesehen habe."

Die Vorsorge des Regenten, Gerechtigkeit und Ordnung zu handhaben, wurde bald unterbrochen; er wurde veranlaßt Vorsichtsmaßregeln zur Vertheidigung des Landes zu ergreifen, denn kaum war Robert Bruce begraben, so zettelten die Feinde seiner Familie eine Verschwörung an, um die noch von ihm angeordnete Regierung zu vernichten. Die Hauptrolle bei diesen Umtrieben spielte Eduard Baliol, der Sohn des Johann Baliol, welcher früher durch Eduard I. zum König von Schottland erwählt, nachher aber durch ihn entthront und ins Gefängniß gesteckt worden war, als Eduard den Wunsch hegte, sich selbst des Königreichs Schottlands zu bemächtigen. Johann Baliol war bekanntlich lang gefangen, erhielt dann aber die Erlaubniß, sich nach Frankreich zu begeben, woselbst er starb, ohne daß man etwas von Wichtigkeit von ihm erfahren hätte. Aber sein Sohn Eduard Baliol glaubte jetzt eine günstige Gelegenheit zu haben, seines Vaters Ansprüche auf den schottischen Thron zu erneuern. Er kam mit diesem Vorsatze nach England und fand — obgleich Eduard III. der damalige König von England, eingedenk der letzten günstigen Unternehmung der Schotten es nicht für klug hielt, sich in einen Krieg mit ihnen einzulassen — doch eine Menge mächtiger englischer Edelleute, die geneigt waren ihn zu unterstützen. Folgende Ursachen bewogen sie zu diesem Schritte:

Nachdem Schottland von Englands Oberherrschaft befreit worden war, hatten alle diejenigen Engländer, denen Eduard I. oder seine Nachfolger Grundbesitzungen in jenem Reiche verliehen, solche natürlich wieder verloren. Es gab aber noch eine andere Classe Engländer die in Schottland Grundbe-

sitzungen hatten und auf diese, nicht wegen Verleihung von Seite des englischen Fürsten, sondern wegen Erbschaft von Seite schottischer Familien mit denen sie verwandt waren, Anspruch machten; diesen Grundbesitzern wurde noch unter Robert Bruce's Regierung erlaubt, ihre Ansprüche darzuthun und in Folge des im Jahre 1328 zu Northampton geschlossenen Friedens wurde ihnen die Rückgabe der ihnen anheim gefallenen Erbschschaften bewilligt. Dem ungeachtet sah Bruce nicht gerne, daß Engländer Besitzungen in Schottland haben sollen, und verweigerte oder verzögerte wenigstens unter irgend einem Vorwande die Vollziehung des in erwähntem Friedensschlusse enthaltenen Artikels. Daher sammelten die gleichsam enterbten Lords nach dem Tode des genannten Monarchen ihre Streitkräfte und vereinigten sich mit Eduard Baliol, um ihre Güter wieder zu erlangen, zu welchem Endzweck sie in Schottland einfallen wollten. Ihre vereinten Streitkräfte beliefen sich jedoch nicht über 400 regelmäßig bewaffnete Truppen und ungefähr 4000 Bogenschützen und Soldaten aller Art. Dies war ein kleines Corps, um in einem Lande einzufallen, das sich so tapfer gegen die vereinte englische Armee vertheidigte; aber jene vermutheten, Schottland habe durch den Tod seines tapfern Königs seine Stütze verloren. Nun traf Schottland auf's neue wieder ein groses Unglück; der Regent Randolph, welcher durch seine Erfahrungen und Tapferkeit so sehr zum Schutze des Reichs beigetragen haben würde, starb unerwartet schnell. Er hatte schon eine Armee versammelt, und war mit Vorbereitungsanstalten zur Vertheidigung Schottlands gegen Baliol's und der enterbten Lords Unternehmung beschäftigt, als er zu Musselburgh im Juli 1332 an einer schmerzlichen und zehrenden

Krankheit starb. Das schottische Volk bedauerte den Verlust des Regenten so sehr, daß die Geschichtsschreiber sein unerwartet schnelles Hinscheiden einer Vergiftung durch die Engländer zuschrieben; es scheint jedoch durchaus kein Grund vorhanden zu seyn, um diese Behauptung als wahr annehmen zu können.

Donald, Graf von Mar, Neffe des Robert Bruce, wurde vom schottischen Parlamente an die Stelle des Grafen von Moray zum Regenten ernannt; dieser war nicht nur ein unerfahrener Soldat, sondern hatte auch noch weniger Talente als ein Mann von ganz gewöhnlichem Verstande.

Der König von England stellte sich, als wolle er mit Schottland Frieden erhalten, und verhinderte deßhalb die enterbten Lords ihren Einfall in Schottland von der englischen Gränze aus zu machen; aber er widersetzte sich ihrem Unternehmen insofern nicht, als er zugab, daß sie eine kleine Flotte in einem unbedeutenden englischen Seehafen ausrüsten dürfen, um nachher ihr Vorhaben von der See aus bezwecken zu können. Sie landeten in Fife, Baliol an ihrer Spitze, und schlugen gleich den Grafen von Fife, welcher in Eilmärschen ihnen entgegen marschirt war. Sie rückten nordwärts gegen Dublin vor; bei dieser Stadt lagerte Graf von Mar mit einer bedeutenden Armee, während eine andere unter dem Grafen von March aus den südlichen Grafschaften Schottlands vorgerückt war um die enterbten Lords in Flanke und Rücken anzugreifen.

Man sollte wohl glauben, daß diese Handvoll Leute durch eine so bedeutende ihnen entgegengestellte Armee hätte vernichtet werden sollen; aber Eduard Baliol faßte den kühnen Entschluß, des Regenten Heer bei Nacht und in dessen eigenem Lager anzugreifen. Mit diesem Vorsatze überschritt er

den Earnfluß, welcher die beiden feindlichen Armeen von einander trennte.

Der Graf von Mar hatte weder Schildwachen ausgestellt, noch irgend eine andere vor Ueberfall schützende Maßregel ergriffen; deßhalb gelang es den Engländern in des Grafen von Mar's Lager vorrücken zu können, während seine Leute schliefen und ganz unvorbereitet waren. Sie brachten den Schotten eine bedeutende Niederlage bei, und diese geriethen gerade durch die große Anzahl ihrer Streitmassen in eine noch grössere Verwirrung. Der Regent selbst, die Grafen Carrick, von Moray, von Menteith und viele andere Männer von Bedeutung blieben auf dem Platze. Viele tausend Schotten wurden erstochen, oder erstickten in ihren geschlossenen Colonnen auf der Flucht und ertranken im Flusse. Die Engländer wunderten sich selbst darüber, daß sie mit so wenig Streitkräften einen so großen und entscheidenden Sieg erringen konnten.

Ich erwähnte schon oben, daß der Graf von March mit den im Süden gelegenen Corps vorrückte, um den Regenten zu unterstützen; aber nachdem er erfuhr, daß der Graf von Mar gänzlich geschlagen und auf dem Platze geblieben sey, zeigte er so wenig Thätigkeit und guten Willen, daß man ihn nicht ungerechter Weise im Verdacht hat, er sey mehr zu Gunsten Baliol's, als für die Schotten gestimmt gewesen. Dieser siegreiche General bestieg nun den Thron Schottlands, und ließ sich zu Scoon krönen; ein großer Theil Schottlands unterwarf sich ihm, und die am 12. August 1332 gelieferte unglückliche Schlacht bei Dublin schien alle die bei Bannokburn errungenen Vortheile zu vernichten.

Eduard Baliol machte einen unwürdigen Gebrauch von seinem Siege. Er erkannte den König von England eiligst

wieder als seinen Lehensherrn an, obgleich durch den Vertrag von Northampton auf jedem Anspruch auf die Oberherrschaft über Schottland Verzicht geleistet und die Unabhängigkeit Schottlands anerkannt wurde. Er übergab auch an die Engländer die feste Stadt nebst dem Schlosse Berwick, und verpflichtete sich, England in all seinen Kriegen, die es führen wolle, auf eigene Kosten beizustehen. Eduard III. machte sich seiner Seits verbindlich, dem Baliol den Besitz des Thrones von Schottland zu sichern. Auf solche Art wurde dieses Königreich beinahe in denselben Zustand von Abhängigkeit und Unterwürfigkeit versetzt, in welchem es damals war, als Eduard's Großvater im Jahre 1292 ungefähr 40 Jahre vorher Baliol's Vater auf den Thron setzte.

Baliol's Erfolg war jedoch mehr dem Anscheine nach, als in der Wirklichkeit glücklich. Die schottischen Vaterlandsfreunde waren noch im Besitz vieler der festesten Plätze des Landes, und der junge König wurde nach Dumbarton, einer der stärksten Festungen Schottlands oder vielleicht der Welt, in Sicherheit gebracht.

Es ist in der Geschichte hinlänglich bekannt, daß es in Schottland zu jeder Zeit tapfere Männer gab, welche nicht nur dazu geeignet, sondern auch bereit waren, ihre Rechte zu vertheidigen. Nachdem der schändliche Vertrag, vermöge dessen Baliol die Unabhängigkeit seines Landes an Eduard abgetreten hatte, in Schottland bekannt wurde, waren natürlich die Abkömmlinge von Bruce's Gefährten die ersten, welche die Freiheit erklärten. Johann Randolph, zweiter Sohn des Regenten, hatte mit Archibald Douglas, einem jüngern Bruder des guten Lord Jacobs, ein heimliches Bündniß geschlossen; sie gaben sich Mühe in die Fußstapfen ihrer heldenmüthigen Vorfahren zu treten. Sie zogen alsbald eine be-

trächtliche Macht zusammen und griffen Baliol an, der gerade bei Annan ein Fest gab; sie machten seine Wachen nieder, tödteten seinen Bruder und jagten ihn selbst so eilig aus Schottland, daß er zu Pferd entfloh, ohne sich mehr ankleiden oder sein Pferd satteln zu können.

Archibald Douglas, der später zum Grafen von Douglas ernannt wurde, war so tapfer wie sein Vater, aber kein so guter Feldherr und nicht so glücklich in seinen Unternehmungen.

Es gab noch einen Douglas, Sir Wilhelm, ein natürlicher Sohn des guten Lord Jakobs; dieser spielte zu jener Zeit eine große Rolle. Wenn gleich unehlich von Geburt, so hatte er doch ein bedeutendes Vermögen durch die Heirath mit der Erbin des Grahame von Dalkeith erworben; er gelangte hiedurch in den Besitz des festen Schlosses gleichen Namens, nebst einer noch weit wichtigeren, großen und massiv gebauten Festung, welche die Einsiedelei hieß und in der Gegend von Liddesdale, drei oder vier Meilen von der englischen Grenze lag. Dieser Sir Wilhelm Douglas, gewöhnlich der Ritter von Liddesdale genannt, war ein sehr tapferer Soldat, aber stolz, grausam und treulos, so daß er den Ruf seines Vaters, des guten Lord Jacobs, der als ein treuer Ehrenmann bekannt war, nicht erhielt, obschon er ihm an militärischen Talenten gleich kam.

Unter den Verfechtern der Freiheit, die sich unzweideutig gegen Baliol erklärt hatten, befand sich auch Sir Andreas Murray von Bothwell, der mit Christine, Schwester des Robert Bruce und Tante des jungen Königs David verheirathet war. Er hatte einen so großen und guten Ruf, daß ihn das schottische Parlament an die Stelle des bei Dublin gebliebenen Grafen von Mar zum Reichsverweser ernannte.

Eduard III. erklärte nun förmlich den Krieg gegen Schottland, unter dem Vorwand, die Sache Baliol's zu unterstützen, wollte Berwik besetzen, weil diese Feste ihm von dem schottischen König abgetreten worden, und nahm sich vor, die Schotten für ihren sogenannten Aufruhr zu züchtigen. Er selbst stellte sich an die Spitze einer bedeutenden Armee, und marschierte an die Grenze.

Unterdessen hatte der Krieg unter sehr ungünstigen Auspizien für Schottland begonnen. Sir Andreas Murray und der Ritter von Liddesdale wurden beide in einem Gefechte gegen die Engländer gefangen genommen, und ihr Verlust zog für Schottland die schlimmsten Folgen nach sich.

Archibald Douglas, der Bruder des guten Lord Jakobs, war schnell an die Stelle des Sir Andreas Murray zum Regenten ernannt worden, und rückte mit einer zahlreichen Armee gegen die Stadt Berwik vor, um sie zu entsetzen, weil sie durch Eduard III. mit seinem ganzen Kriegsheere belagert wurde. Die Garnison vertheidigte sich hartnäckig. Der Regent suchte sie durch eine den Engländern gelieferte Schlacht, wobei er mehr Muth als militärische Kenntnisse entwickelte, zu befreien.

Die schottische Armee hatte sich auf einer Anhöhe, Halidon-Hill genannt, zwei Meilen von Berwik in Schlachtordnung aufgestellt. König Eduard setzte seine ganze Armee in Bewegung, um sie anzugreifen. Die Schlacht wurde, wie die bei Falkirck und manche andere durch diese furchtbare Macht, durch die englischen Bogenschützen, entschieden. Sie waren auf sumpfigem Boden aufgestellt, von wo aus sie die schrecklichsten und unwiderstehlichsten Ladungen von Pfeilen gegen die Schotten abschossen, die am Abgrund des Hügels aufge-

stellt, deßhalb ganz jener verwüstenden Waffe ausgesetzt blieben, ohne diese Salven erwiedern zu können.

Ich erwähnte schon oben, daß die englischen Bogenschützen die besten waren, die man je kannte. Sie wurden schon als Kinder von sieben Jahren in dieser Waffe geübt, in welchem Alter man ihnen Bogen gab, die ihrer Größe und Stärke angemessen waren; dann bekamen sie alle Jahre, bis sie völlig ausgewachsen waren, nach Verhältniß ihrer Stärke und Größe neue Bogen. Außerdem, daß sie auf solche Art mit ihrer Waffe vertraut gemacht wurden, lehrte man sie auch den Bogen an die rechte Seite anlegen, während alle andre europäische Völker nur von der Brust aus ihre Pfeile abschossen. Wenn man den Unterschied der Stellung in Betracht zieht, so wird man finden, daß man sich von der rechten Seite aus eines weit längeren Bogens bedienen kann, als von der Brust aus, weil die rechte Hand sich freier bewegen kann.

Während die Schotten durch diese guten und geübten Bogenschützen sehr Noth litten, weil die Pfeile gleich einem Hagel in ihre Reihen flogen, sie in Unordnung brachten und die besten Schilde durchbohrten als wären sie nur von Pappendeckel, so machten sie einen verzweifelten Versuch vom Hügel herabzusteigen und handgemein mit den Engländern zu werden. Der Graf von Roß begann den Angriff und hätte, wenn er durch die schottische Kavalerie hinlänglich unterstützt worden wäre, dem Schicksal dieses Tages eine ganz andere Wendung gegeben; da dieses aber unterblieb, so wurden die Grafen von Roß, Sutterland und Menteith mit all' den Ihrigen durch die herbeigekommene englische Reiterei überwältigt und niedergemacht. Die Schotten erlitten eine völlige Niederlage. Eine Anzahl ihrer besten und tapfersten

Adeligen kamen um, worunter auch Archibald Douglas, der Regent, und sehr viele wurden gefangen genommen. In Folge dieser Niederlage wurde Berwyk genommen und Schottland schien wieder von den Engländern ganz erobert zu seyn.

Eduard hatte somit das Königreich Schottland wieder unterjocht, hierauf von den festen Plätzen Besitz genommen und mit englischer Garnison belegt, dem Eduard Baliol, dem Namen nach nur König, die völlige Abtretung eines großen Theils der südlichen Grafschaften abgezwungen, Gouverneure in den festen Plätzen und Vögte in den Provinzen ernannt, und endlich Schottland ganz wie einen eroberten Staat behandelt. Baliol seiner Seits behielt den nördlichen und westlichen Theil Schottlands, der ihm nur als Lehen des englischen Monarchen gelassen wurde. Nun betrachtete man die schottischen Kriege als beendigt und man glaubte, daß sich unter den Schotten kein Mann mehr befinde, welcher so viel Einfluß hätte, um eine Armee zusammenzubringen, oder der die Kenntnisse besitzen würde, eine solche zu commandiren.

Fünftes Kapitel.

Belagerung des festen Schlosses Loch-Leven. — Schlacht bey Kilblene. — Belagerung des Schlosses Dunbar. — Sir Andreas Murray. — Zustand des Landes. — Turniere.

Die Engländer besaßen viel mehr Mittel als die Schotten Armeen auszurüsten und zu unterhalten, weil sie mächtiger und reicher waren; deßhalb trugen die Engländer oft bedeutende Siege davon. Die Schotten dagegen hatten eine

entschiedene Vorliebe für Unabhängigkeit und einen Haß gegen jede fremde Oberherrschaft; daher kam es denn auch, daß sie immerwährend, selbst unter den ungünstigsten Umständen Widerstand leisteten, und durch langsame, standhafte und fortgesetzte Anstrengungen für die erlittenen Verluste Ersatz zu erhalten trachteten.

Nach der Schlacht bei Halidon erkannten in ganz Schottland nur vier feste Schlösser und eine unbedeutende Festung die Oberherrschaft des David Bruce an; und man muß sich wirklich darüber wundern, wie bald nach jenem Zeitpunkte die Patrioten durch ihre Anstrengungen den ungünstigen und scheinbar verzweiflungsvollen Zustand Schottlands änderten. Die verschiedene Scharmützel und Schlachten, welche im ganzen Königreiche geliefert wurden, waren für die Schotten, sowohl weil sie mit der Gegend bekannt gewesen, als auch weil sie auf das Wohlwollen der Einwohner zählen durften, von glücklichem Erfolge; besonders gelang es ihnen auch, feste Schlösser und Festungen zu überfallen, ganze Transporte von Lebensmitteln, die den Engländern zugeführt werden sollten, abzuschneiden und einzelne vom Hauptcorps getrennte Theile der feindlichen Armee aufzureiben; so daß am Ende die Patrioten das, was sie in großen Schlachten verloren hatten, nach und nach wieder bekamen *).

Das feste Schloß Loch-Leven, auf einer Insel in einem bedeutenden See gelegen, war ein's der vier obenerwähnten Schlösser, welche David Bruce anerkannten und sich dem Eduard Baliol nicht unterwerfen wollten. Der Gouverneur des genannten Platzes, ein treuer Schotte, hieß Alan Vi-

*) Ich werde dir eine oder zwei Begebenheiten aus jenem blutigen Kriege erzählen.

pont, und der Commandant Jakob Lamby. Das Schloß wurde von einer englischen Armee unter dem Commando des Sir Johann Stirling, eines Anhängers Baliol's, belagert. Da die Belagerer sich der Insel mit Booten nicht nähern konnten, gerieth Stirling auf einen sonderbaren Einfall, um die Garnison zur Uebergabe zu nöthigen.

Aus dem östlichen Ende des See's fließt ein kleiner Bach, der Leven; quer durch diesen führten die Belagerer einen sehr starken und hohen Damm auf, um den Abfluß des Wassers aus dem See zu hemmen. Sie vermutheten, daß durch die Spannung des Wassers der See austreten, die Insel überschwemmt und hierauf Vipont genöthigt würde, zu capituliren; aber Vipont entsendetete um Mitternacht vier Mann in einem Boot, welche ein Loch in den Damm machen mußten. Auf dieses hin durchbrach die ganze Wassermasse mit unglaublicher Gewalt vollends den Damm, schwemmte die Zelte, das Gepäck und mehrere Leute der Belagerer weg, und richtete beinahe ihre ganze Armee zu Grunde. Obgleich die Wahrheit dieser Begebenheiten von Mehreren bezweifelt wird, so zeigt man doch noch heut zu Tage Ueberreste des englischen Dammes. So viel ist gewiß, daß die Engländer, nachdem sie einigen Verlust erlitten, die Belagerung aufheben mußten.

Während diese Kriege mit zunehmender Begeisterung geführt wurden, haben sich die Ritter von Liddesdale und Sir Andreas Murray von Bothwell mittelst eines bedeutenden Lösegelds aus ihrer Gefangenschaft befreit und waren nach Schottland zurückgekehrt; der Graf von March schlug sich auch auf die Seite des David Bruce. Ein eben so ausgezeichneter Held war Sir Alexander Ramsay von Dalwolsy; dieser hatte sich an die Spitze einer tapferen Schaar junger

Schotten gestellt, die großen Höhlen vom Roßlin-Thale zu seinem Aufenthalte gewählt und gewöhnlich von da aus seine Ausfälle auf die Engländer gemacht; manchmal dehnte er seine Streifzüge bis Northumberland aus und kehrte mit Beute beladen zurück. Es kam so weit, daß kein junger Schotte im Rufe eines geübten Soldaten stand, bevor er nicht unter Ramsay's Schaar gedient hatte.

Im Norden Schottlands wurde eine bedeutende Schlacht geliefert, die zum Vortheil des jungen Königs ausfiel. Das Schloß Kildrummie war ebenfalls eins von den vieren, welches sich zu Gunsten David Bruce's gehalten hatte; es wurde durch seine Tante, Christine Bruce vertheidigt; sie war eine ehrbare alte Dame, Frau des Sir Andreas Murray und Schwester des tapfern Königs Robert. In diesen kriegerischen Zeiten nämlich ist es nicht selten vorgekommen, daß Weiber in festen Plätzen das Commando führten, und daß sie auf dem Schlachtfelde mitfochten.

Obengenanntes Schloß, einer der letzten Zufluchtsorte für die Patrioten, wurde durch David Hastings, Graf von Athole, der unter die Zahl der enterbten Lords gehörte, belagert; er hatte während des Kriegs sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite geschlagen und erst am Ende sich ganz den Engländern gewidmet. Sir Andreas Murray von Bothwell faßte, nachdem er sein Amt als Regent wieder angetreten, den Entschluß, eine Armee, so stark sie die Patrioten nur immer zusammenbringen könnten, zu versammeln, und den Ritter von Liddesdale, den Ramsay und den Grafen von March aufzufordern, daß sie in Gemeinschaft gegen den Grafen von Athole ziehen und diesen zwingen sollen, die Belagerung von Kildrummie aufzuheben, um die heldenmüthige Vertheidigerin dieses Schlosses zu befreien. Alle jene

Adeligen konnten nicht mehr als tausend Mann zusammenbringen, während Athole dreimal mehr unter seinen Befehlen hatte.

Als die Schotten sich dem Gebiet von Kildrummie näherten, wurden sie durch einen gewissen Johann Craig verstärkt; dieser gehörte unter die Royalisten Schottlands. Er war durch den Grafen von Athole gefangen genommen worden und hatte sich zu einem bedeutenden Lösegeld verstanden, das er den andern Morgen, nachdem er sich mit jenen vereinigt, bezahlen sollte; aber er ging, um sein Lösegeld zu ersparen, mit dem Gedanken um, dem Grafen von Athole eine Niederlage zu liefern, oder ihn aus der Welt zu schaffen. Mit diesem Vorsatz führte er die Schotten durch den Forst von Brämar, dessen Einwohner sich mit jenen vereinigten und den Grafen von Athole, der in genanntem Forste gelagert war, überfielen. Athole war durch das ganz unerwartete Erscheinen des Feindes nicht wenig überrascht, aber es fehlte ihm nicht an Muth, wenn er sich gleich in seinen politischen Verbindungen wankelmüthig zeigte. Als er einen in seiner Nähe stehenden großen Felsen betrachtete, schwur er, daß er an diesem Tage nicht eher fliehen wolle, bis dieser Felsen ihm mit diesem Beispiele voranginge. Ein kleiner Bach trennte die zwei sich feindlich gegenüberstehenden Parteien. Der Ritter von Liddesdale, welcher den Vortrab der Schotten führte, begab sich auf einem kleinen Pfade an das auf seiner Seite gelegene Ufer des Baches hinab, streckte dann seinen Speer aus und hieß seine eigenen Leute halten, wodurch einiges Murren entstand. Nachdem der Graf von Athole diesen Stillstand bemerkte, rief er aus: „diese Leute sind schon halb geschlagen,“ darauf stürzte er auf sie los und die Seinigen folgten ihm etwas ungeordnet. Nachdem sie

den Bach überschritten und das andere Ufer bestiegen hatten, rief der Ritter von Liddesdale: „Nun ist es an uns," und griff mit eingelegten Lanzen Hügel abwärts an und trieb Athole's Leute in die Furth zurück. Athole selbst, der keine Schonung verlangte, wurde unter einem großen Eichbaum erschlagen. Dieß war die Schlacht bei Kilblene am heiligen Andreastage 1335.

Unter den kriegerischen Thaten jener Zeit verdient noch die Vertheidigung des Schlosses Dunbar durch die Gräfin von March erwähnt zu werden. Ihr Mann hatte, wie schon erwähnt, sich auf die Seite des tapfern Bruce geschlagen und sich mit dem Regenten ins Feld begeben. Die Gräfin wurde wegen ihrer Gesichtsfarbe die schwarze Agnes genannt, unter welchem Namen noch heute von ihr gesprochen wird; sie war eine geistreiche, muthvolle Frau, die Tochter des schon oft erwähnten Thomas Randolph, Grafen von Murray, und Erbin seines Muthes und seiner Vaterlandsliebe. Das Schloß Dunbar war sehr fest und lag auf einer Felsenkette, die sich in das Meer erstreckte, mit einem einzigen Ausgang auf das feste Land. Es wurde durch Montagne, Graf von Salisbury belagert, welcher, um dessen Mauern zu zerstören, sich aller möglichen Kunstgriffe bediente, namentlich der großen Wurfmaschinen, mittelst welcher man ungeheure Steine weit werfen konnte, und welche man vor Erfindung der Kanonen vor Festungen brauchte

Die schwarze Agnes bot allen seinen Versuchen Trotz und zeigte sich mit ihren Weibern auf den Schloßmauern und wischte die Stellen, woselbst die großen Steine hingefallen waren, mit einem saubern Tuche ab, zum Zeichen, daß sie ihrem Schlosse nichts schaden können, als einen kleinen Staub verursachen, den man mit einem Tuche wegwischen könne.

Der Graf von Salisbury bediente sich dann, um den Sturm bewerkstelligen zu können, eines andern Kunstgriffes; er ließ eine Art Schutzdach oder Haus bauen, solches mit einer Decke besonderer Stärke versehen und auf Walzen setzen. Wegen der Aehnlichkeit dieser Maschine mit einem Schweinsrücken schöpfte man ihr den Namen „Schwein;" diese Maschine wurde nach der alten Art Krieg zu führen, der Mauernhöhe des belagerten Platzes gleich, hinaufgezogen, und diente den Belagerern, welche die Mauer miniren oder mit Werkzeugen durchlöchern wollten, zum Schutze gegen die von den Belagerten abgeschlossenen Pfeile und herabgerollten Steine. Als die Gräfin von March diese den Schloßmauern nahgerückte Maschine sah, machte sie sich in folgenden Worten über den Grafen von Salisbury lustig:

„Gib Acht! Montagow, daß dein Schwein nicht ferkelt!" Zu gleicher Zeit gab sie ein Zeichen, worauf ein ungeheuer großes Stück Felsen, das zu diesem Endzweck schon vorbereitet dahing, von der Mauer auf das Schwein herabgeworfen wurde, so daß dessen Dach in Stücke zerbrach. Die englischen Soldaten, welche sich unter jenem Dache befanden, liefen so schnell als möglich davon, um den von der Mauer herabfallenden Pfeilen und Steinen zu entgehen, wobei die schwarze Agnes laut ausrief: „Seht doch die Brut englischer Ferkel!"

Der Graf von Salisbury machte bei ernsten Gelegenheiten auch dergleichen Späße. Einst ritt er mit einem seiner Ritter, der mit einem Panzerhemd oder mit einer ledernen Jacke bekleidet war, gegen die Mauern des genannten Schlosses hin; da schoß ein gewisser Wilhelm Spens einen Pfeil mit solcher Kraft auf den Ritter ab, daß nicht nur der Waffenrock des Ritters, sondern auch noch sein Herz durchbohrt

wurde.

wurde. „Das ist eins von den Liebeszeichen meiner Gräfin," sagte der Graf, als er den Ritter todt von seinem Pferde herabfallen sah; „die Liebespfeile der schwarzen Agnes drin„gen durch's Herz."

Bei einer andern Gelegenheit nahm die Gräfin von March den Grafen von Salisbury beinahe gefangen. Sie schickte einen von ihren Leuten ab, um mit den Belagerern zu unterhandeln, als wolle sie das Schloß übergeben. Der Graf traute diesem Vorschlag und kam um Mitternacht vor das Schloßthor, welches er geöffnet und das Fallthor aufgezogen fand. Als Salisbury gerade hineingehen wollte, kam ihm noch ein gewisser Johann Copland, ein Northumberländer aus seinem Gefolge, zuvor, und sobald dieser die Thorschwelle passirt hatte, wurde das Fallthor herabgelassen, wodurch die Schotten aber ihren Zweck verfehlten, und nur einen Mann von untergeordnetem Range gefangen nahmen.

Endlich wurde das Schloß Dunbar durch Alexander Ramsay von Dalwolsy entsetzt; er brachte der Gräfin zur See Unterstützung an Leuten und Lebensmitteln. Der Graf von Salisbury zweifelte auf diese Nachricht hin an einem glücklichen Erfolg und gab die Belagerung, welche neunzehn Wochen gedauert hatte, auf. Der Muth und die Beharrlichkeit der schwarzen Agnes wurde durch mehrere Meistersänger besungen. Folgendes ist ungefähr der Sinn dessen, was von dergleichen Gedichten noch aufbewahrt ist:

In Burg und Graben machte sie Lärmen
Die schreiende, wilde, schottische Dirne;
Kam ich frühe oder spät,
Ich fand Agnes immer wach.

Der brave Sir Andreas Murray von Bothwell, Regent von Schottland, starb im Jahre 1338, während der Krieg

auf allen Seiten wüthete. Er war ein guter Patriot, und sein Verlust dem Lande um so mehr fühlbar, als er ihm große Dienste geleistet hatte. Man erzählt ein Geschichtchen von ihm, woraus erhellt, wie gelassen er zur Zeit der Gefahr seyn konnte. Er befand sich damals wie der König von England die Hochlande mit einer 20,000 Mann starken Armee angriff, nur mit einem kleinen Haufen seiner Leute daselbst. Als der Regent dieß erfuhr, hörte er gerade die Messe, ließ sich aber keineswegs in seiner Andacht stören; nach Beendigung der Messe drang seine ganze Umgebung in ihn, den Rückzug anzuordnen; „dazu ist noch keine Eile," versetzte Murray ganz gelassen. Endlich wurde sein Pferd vorgeführt und alle glaubten, daß der Rückzug jetzt beginnen werde; allein der Regent bemerkte in diesem Augenblicke, daß eine Strupfe seines Waffenrocks gebrochen sey, und dieß verursachte wieder auf's Neue einen Aufschub. Er bezeichnete ein Kistchen, das man ihm herbeibringen mußte; aus diesem nahm er ein Stück Leder und stellte die abgerissene Strupfe eigenhändig und mit vieler Ueberlegung wieder her. Inzwischen waren die Engländer näher gerückt, und da sie in so großer Zahl kamen, sagten nachher einige der schottischen Ritter, daß der Geschichtschreiber, welcher diesen Vorfall erzähle, gewiß nicht so viel Zeit brauche, als Sir Andreas zum Verschneiden des Leders verwendete. Wenn er dieses jedoch nur gethan hätte um zu prahlen, so wäre es ein thörichtes, nicht sehr rühmliches Betragen gewesen; aber Sir Andreas Murray hatte schon über die Art seines Rückzuges nachgedacht und wußte wohl, daß jede Kälte und Ueberlegung, welche er in diesem Falle zeigte, seine Untergebenen standhaft und ruhig mache und ihnen Vertrauen auf ihren Führer einflöße. Endlich gab er Befehl zum Aufbruch, und machte an der Spitze

seines kleinen Corps einen meisterhaften Rückzug, während dessen die Engländer troz ihrer Ueberlegenheit an Zahl, nicht im Stande waren, irgend einen Vortheil zu erringen; so gut benüzte der Regent die Beschaffenheit des Bodens.

Du kannst dir leicht vorstellen, mein theures Kind, daß Schottland in diesen langen und fürchterlichen Kriegen, nachdem feste Pläze vertheidigt und genommen, Gefangene gemacht, Schlachten geliefert und viele Menschen getödtet und verwundet wurden, in einen höchst traurigen Zustand versezt wurde. Zu einer Zeit, in welcher Alles durch das Schwert entschieden wurde, war wohl nicht an den Schuz der Geseze zu denken. Man säete kein Korn, weil man mit Wahrscheinlichkeit voraussehen konnte, daß man es nicht einerndten dürfe. An eine Gottesverehrung dachte man gar nicht; überall herrschte Gewaltthätigkeit vor; die Herzen des Volkes waren so sehr an blutige und wüthende Handlungen gewöhnt, daß alle Schranken der Menschlichkeit und des Mitleidens ohne Bedenken überschritten wurden. In den Wäldern fand man ganze Familien verhungert, während das Land so entvölkert und unbebaut war, daß die wilden Thiere aus entfernten Wäldern herbeikamen, und sich den Dörfern und Wohnungen näherten. Ganze Familien mußten sich von Gras ernähren, andere sollen gezwungen gewesen seyn, eine noch schrecklichere Nahrung zu sich zu nehmen, sie sollen das Fleisch ihrer Nebenmenschen gegessen haben. Ein Bösewicht stellte sogar den menschlichen Wesen Fallen, wie den wilden Thieren, und lebte von ihrem Fleisch. Dieser Unmensch hieß der S c h l i n g e n c h r i s t, weil er bei seinen abscheulichen Fallen Stricke anwendete.

Wenn mitten in dieser Schreckenszeit ein kleiner Waf-

feustillstand statt fand, so ersetzten die englischen und schottischen Ritter und Adeligen die Kriege durch Turniere und Spiele. Dergleichen Versammlungen hatten nicht das Streiten zum Zweck, sondern man zeigte nur, wer seine Waffen am besten führen könne. Anstatt aber zu ringen, zu springen, oder Wettrennen zu Pferd oder zu Fuß zu halten, war es üblich, daß die Edelleute miteinander Lanzen brachen, d. h. sie ritten in völliger Waffenrüstung mit ihren langen Lanzen aufeinander los, wobei jeder trachtete, den andern aus dem Sattel zu heben und auf den Boden zu werfen. Manchmal stritten sie zu Fuß mit Schwertern und Aexten, und obgleich alles nur Spaß und freundschaftliche Unterhaltung seyn sollte, so verloren bei diesem eitlen Spiele doch eben so viele das Leben, als wenn die Fehde vorsätzlich und in offener Schlacht begonnen hätte. In spätern Zeiten fochten sie mit Schwertern, deren Schneide absichtlich stumpf gemacht wurde, und mit Lanzen ohne eiserne Spitzen; in der Zeit aber, von welcher wir jetzt sprechen, bedienten sie sich bei Tournieren und Spielen derselben Waffen, welche sie im Kriege selbst brauchten. Eine sehr merkwürdige Unterhaltung dieser Art gab den Schotten und Engländern Heinrich von Lancaster, damals Graf von Derby und späterhin König Heinrich IV. von England. Er lud den Ritter von Liddesdale, den guten Sir Alexander Ramsay und ungefähr zwanzig andere ausgezeichnete Schottländer zu einem Turnier bei Berwik ein. Nachdem der Graf von Derby seine schottischen Gäste würdig empfangen und reichlich bewirthet hatte, fragte er den Ramsay, mit welchen Waffen die Ritter ringen sollen.

„Mit Schilden,“ sagte Ramsay, „und geharnischt, wie dies bei Turnieren üblich ist.“

Dies ist eine besondere schwere und starke Art von Waffen.

rüstung, ausschließlich nur für diese Art von Zweikampf bestimmt.

„Nein,“ sagte der Graf von Derby, „wenn wir so geschützt gegen einander losziehen, werden wir wenig gewinnen; laßt uns die leichtern Waffen gebrauchen, deren wir uns in der Schlacht bedienen.“

„Wir sind es zufrieden“ antwortete Sir Alexander Ramsay „in unsern Seidenwämsern zu kämpfen, wenn es euch Vergnügen macht.“

Der Ritter von Liddesdale wurde durch den Splitter einer Lanze am Handgelenk verwundet und deßhalb genöthigt, von dieser Waffenübung abzustehen. Ein schottischer Ritter, Sir Catrick Grahame, kämpfte mit einem wackern englischen Baron, Namens Talbot, der sein Leben durch zwei Brustschilde gesichert hatte; aber die schottische Lanze durchbohrte beide und drang noch einen Zoll tief in die Brust. Wäre Talbot nur nach der getroffenen Uebereinkunft bewaffnet gewesen, so würde er sein Leben verloren haben. Ein anderer englischer Ritter forderte den Grahame beim Abendessen auf, den andern Tag drei Gänge mit ihm zu machen.

„Willst du dich mit mir messen“ sagte Grahame, „so stehe recht früh auf, beichte deine Sünden und schließe deine Rechnung mit dem Himmel ab; denn du wirst im Paradiese zu Nacht essen.“ In Uebereinstimmung mit dieser Aeußerung stieß ihm Grahame den andern Morgen seine Lanze durch den Leib, daß er auf der Stelle blieb. Ein anderer englischer Ritter verlor auch das Leben, und einer von den schottischen wurde tödtlich verwundet. Dem Wilhelm Ramsay wurde sein Helm mit einer Lanze durchbohrt, so daß ein Splitter derselben in seiner Hirnschale stecken blieb und seinen Helm gleichsam an seinen Kopf nagelte. Da man seinen Tod voraussah,

schickte man ihm einen Geistlichen, dem er noch beichtete, ohne seinen Helm zu verrücken.

„Ach, das ist ein schöner Anblick," sagte der durch dieses Schauspiel ganz erbaute Graf von Derby, „einen Ritter in seinem Helme beichten zu sehen. Gäbe Gott, daß ich einst so sterben könne!"

Nach vollendeter Beichte legte Alexander Ramsay, ein Bruder oder Vetter des Wilhelm Ramsay, den verwundeten Ritter der Länge nach hin, trat mit einem seiner Füße auf dessen Haupt und zog ihm mit eben so viel Unerfahrenheit in der Arzneikunst, als mit Rohheit, wie wenn es zum Zeitvertreib geschehen würde, den Lanzensplitter aus dem Helm und aus der Wunde. Dann fuhr Wilhelm Ramsay auf und sagte: „das hast du gut gemacht."

„Sieh doch! Was beherzte Männer aushalten können," rief der Graf von Derby aus, der die chirurgische Behandlung des Riters eben so bewunderte, als dessen Beichte. Ob der Patient nach oben angeführter Aeusserung noch fortlebte oder starb, erhellt aus der Geschichte nicht deutlich.

Hinsichtlich der Zuerkennung der Preise war festgesetzt worden, daß die englischen Ritter Kampfrichter über die Schotten und so umgekehrt, daß die letztgenannten Kampfrichter über die englischen Ritter seyn sollten. Bei der Entscheidung selbst wurde von beiden Seiten die größte Unparteilichkeit beobachtet und der Graf von Derby zeigte sich in Vertheilung der Preise und Geschenke sehr freigebig. Dies möge Dir ein Bild von den Vergnügungen jener stürmischen Zeit geben, in welcher Krieg und Gefahr sowohl zur Unterhaltung als zur Beschäftigung gehörten.

Sechstes Kapitel.

Abreise Eduard Balliol's von Schottland. – Rückkehr David's II. – Tod des Sir Alexander Ramsay. – Tod des Ritters von Liddesdale. – Schlacht bei Neville's Kreuz. – Gefangennehmung, Befreiung und Tod des Königs David.

Obgleich die Schotten ihr Land sehr tapfer vertheidigten, so wurde es doch durch die unaufhörlichen Kriege Eduard's III., eines weisen und Krieg liebenden Königs in einen höchst traurigen Zustand versetzt.

Wenn dieser die ganze Macht seines Königreiches gegen Schottland hätte benutzen können, so würde er ohne Zweifel die völlige Eroberung dieses Reiches, nach welchem er so lange Zeit vergeblich trachtete, bewerkstelligt haben; aber gerade während der Krieg in Schottland am hitzigsten geführt wurde, brachen zwischen Eduard und Frankreich Feindseligkeiten aus, da er auf die Krone dieses Königreiches Anspruch machte. Er wurde deßhalb genöthigt, seine Streitkräfte in Schottland zu vermindern, wodurch die Patrioten in dem schrecklichen von beiden Seiten so hartnäckig geführten Kampfe entschiedenen Vortheil errungen haben.

Die Schotten schickten eine Gesandtschaft nach Frankreich, um sich Geld und Hülfstruppen zu erbitten, worauf sie beides erhielten und in den Stand gesetzt wurden, ihre Schlösser und Städte den Engländern wieder abzunehmen.

Das feste Schloß Edinburgh wurde durch eine Kriegslist genommen. Der Ritter von Liddesdale schiffte sich zu Dundee in das durch Wilhelm Curry geführte Kauffartheischiff mit zweihundert auserlesenen Leuten ein. Nach ihrer Ankunft zu Leith ging der Schiffsherr mit einem Theil seiner

Matrosen in das Schloß und ließ einige Fässer Wein und Körbe mit Lebensmitteln unter dem Vorwand dahin tragen, er wolle sie an den englischen Gouverneur und die dortige Garnison verkaufen, aber in demselben Augenblick, in welchem sie eingelassen wurden, riefen sie laut ihr gewöhnliches Feldgeschrei Douglas aus, worauf der Ritter von Liddesdal mit seinen Soldaten hineinstürzte und sich der Burg bemeisterte. Die Schotten nahmen auch Perth und andere wichtige Plätze wieder ein und Eduard Baliol verließ das Land, weil er an dem Erfolg seiner Ansprüche auf die Krone Schottlands verzweifelte.

Nachdem die Adeligen Schottlands sahen, daß der Zustand des Königreichs sich verbessere, faßten sie den Entschluß, den jungen König David II. und seine Gattin, die Königin Johanna, aus Frankreich zurückzuholen; denn dahin waren sie in Sicherheit gebracht worden. Sie kamen hierauf beide im Jahre 1341 an.

David II. war eigentlich noch ein Jüngling; er besaß weder Kenntnisse noch Talente seines Vaters, des großen Königs Robert. Die Adeligen Schottlands waren unterdessen selbst in ihren Besitzungen kleine Fürsten geworden. Sie bekriegten sich unter einander selbst eben so, wie die Engländer, und der arme König war nicht mächtig genug, sie in Zaum zu halten. Bald nach des jungen Königs Rückkunft aus Frankreich trat eine höchst traurige Catastrophe für Schottland ein.

Ich erwähnte schon wie Sir Alexander Ramsay und der Ritter von Liddesdale einander gegen die Engländer beistanden. Sie waren innige Freunde und Waffengefährten. Nachdem Ramsay das feste Schloß Roxburgh mit Sturm eingenommen hatte, belohnte ihn der König mit der Würde ei-

nes Scheriffs der Provinz Roxburgh, welche vorher dem Ritter von Liddesdale übertragen war; dieser aber entrüstete sich darüber und nahm sich vor, der alten für Ramsay gehegten Freundschaft nicht mehr eingedenk, ihn zu ermorden. Um dieses auszuführen, überfiel er ihn mit einer starken Truppenabtheilung, gerade als Ramsay zu Harwick im Gericht saß. Dieser hatte gegen seinen alten Kriegsgefährten durchaus keinen Verdacht und war mit seinen wenigen Leuten bald überwältigt; er wurde verwundet und in aller Eile auf das abgelegene Schloß Einsiedelei geschleppt, welches mitten in Sümpfen von Liddesdale liegt. Dort warf man ihn in einen Kerker, in welchem er keine andere Nahrung fand, als einige Saamenkörner, die von einem Fruchtboden herabgefallen waren. Nach kurzem Schmachten in diesem schrecklichen Zustande starb der tapfere Sir Alexander Ramsay im Jahre 1341. Beinahe fünfhundert Jahre später, ungefähr vor 40 Jahren stieß ein Maurer, der in den Ruinen des Einsiedlerschlosses nachgrub, auf einen Kerker, woselbst eine Menge Spreu, einige menschliche Gebeine und ein Stück eines Gebisses lagen; daraus schloß man, daß in diesem Gewölbe Ramsay gestorben sey. Das Stück des Gebisses kam in die Hände Deines Großvaters und dieser gab es dem gegenwärtig noch lebenden Grafen von Dalhousie, ein eben so tapferer Soldat als sein Urahn Sir Alexander Ramsay, von dem er in gerader Linie abstammt.

Der König war über das an einem so treuen Unterthanen begangene Verbrechen sehr aufgebracht. Er machte einige Versuche, den Mord zu rächen; aber der Ritter von Liddesdale war zu mächtig, als daß er hätte bestraft werden können, und der König sah sich sogar genöthigt, jenen wieder in Gnaden aufnehmen zu müssen; der Himmel jedoch rächte diese

grausame Mordthat. Ungefähr fünf Jahre nach Begehung des erwähnten Verbrechens wurde der Ritter von Liddesdale in der Schlacht bey Neville's Kreuz, nahe bei Durham von den Engländern gefangen genommen und soll, wie man vermuthet, nur durch eine mit dem König von England angeknüpfte verrätherische Verbindung wieder in Freiheit gesetzt worden seyn, er ist übrigens früher gestorben als er seine Verrätherei bewerkstelligen konnte; denn kurz nach seiner Befreiung wurde er auf der Jagd im Ettrik-Forste von einem nahen Verwandten und Pathen, Lord Wilhelm Douglas, erschlagen. Die Stelle, woselbst er starb wurde Wilhelms Hoffnung genannt. Es ist Schade, daß der Ritter von Liddesdale diese abscheuliche Mordthat beging und die verrätherische Verbindung mit dem König von England anknüpfte. In mancher Hinsicht stund er allgemein in so hoher Achtung, daß man ihn nur die Zierde der Ritter nannte. Ein alter Schriftsteller sagte von ihm: „mit gewaffneter Hand fürchtete man ihn; im Frieden war er bescheiden und sanft, immer die Geißel Englands und der Schild und die Mauer Schottlands, ein Mann, den das Glück nie verwegen machte, und dem das Unglück nie den Muth nahm."

Ich kehre zu dem Zustande Schottlands jener Zeit zurück, in welcher der junge König wieder auftrat. Auf allen Seiten wurden Schlachten und Gefechte geliefert; allein da die Schotten ihr eigenes Land wieder ganz erobert hatten, so nahm der Krieg eine minder hartnäckige Gestaltung an. Obgleich kein förmlicher Friede statt fand, so wurde doch manchmal auf Monate und auf Jahre Waffenstillstand geschlossen, und die englischen Geschichtsschreiber sagen, daß die Schotten jede ihnen günstige Gelegenheit benutzt haben, um Verträge der Art zu brechen.

Ein solcher Waffenstillstand war auch um das Jahr 1346 geschlossen, während desselben hatte sich Eduard III. nach Frankreich begeben und Calais belagert. Bei dieser Gelegenheit wurde David auf die dringenden und ungestümen Bitten des Königs von Frankreich hin veranlaßt, den Krieg zu erneuern und von der Abwesenheit des Königs von England Nutzen zu ziehen. Der junge schottische König brachte eine bedeutende Armee zusammen, drang auf der westlichen Gränze Englands ein, marschirte ostwärts gegen Durham und verwüstete das Land auf eine an Grausamkeit gränzende Weise; die Schotten verließen sich darauf, daß, da der König Eduard mit seinen Adeligen abwesend sey, sich in England außer Geistlichen und gemeinen Handwerkern Niemand befinde, der ihnen Widerstand leisten würde.

Sie wurden übrigens sehr enttäuscht. Die Lords der nördlichen Grafschaften Englands in Gemeinschaft mit dem Erzbischoff von York setzten ihnen eine stattliche Armee entgegen; sie hoben den ganzen Vortrab der Schotten auf und überfielen ihre Hauptmasse. Unter der englischen Armee befanden sich viele Geistliche; diese trugen statt einer Fahne ein Crucifix; deßhalb konnte man bei dieser Armee Fahnen der Adeligen und Crucifixe der Geistlichen unter einander sehen.

Im Laufe dieses Feldzuges hatten die Schotten einmal hinter einigem Gehäge Stellung genommen; dadurch wurden sie in ihren Bewegungen gehindert und — weil sie stehen bleiben mußten, wie bei früheren Gelegenheiten durch die englischen Pfeile gleichsam überschwemmt; da erbot sich Sir Johann Grahame, er wolle, wenn man ihm eine Abtheilung Reiterei anvertraue, die Bogenschützen auseinander jagen. Obgleich ein ähnliches Manöver die Schlacht bei Bannokburn entschied, so konnte ein solches diesmal den Sieg nicht her-

beiführen. Die schottische Armee lößte sich fast ganz in Unordnung auf; der König selbst focht tapfer mitten unter seinen Rittern und wurde zweimal von Pfeilen verwundet, endlich aber durch Johann Copland, einen Northumberländer, gefangen genommen. Es wurde ihm übrigens nicht leicht, diesen königlichen Fang zu machen; denn während des Kampfes stieß der König mit seinem Dolche dem Copland zwei Zähne ein. Der linke Flügel der schottischen Armee hielt sich noch lange und machte einen schönen Rückzug, nachdem der Rest derselben schon in großer Verwirrung die Flucht ergriffen hatte; ihre Befehlshaber waren der Schatzmeister von Schottland und der Graf von March. Sehr viele des schottischen Adels wurden erschlagen und eben so viele gefangen genommen, der König aber im Triumph durch die Straßen von London geführt und sodann im Tower in enge Haft gesetzt. Diese letzterwähnte Schlacht wurde bei Neville's Kreuz unfern Dunbar, am 17, Oktober 1346 geliefert.

Auf diese Art hatten die Engländer wieder einmal einen bedeutenden Sieg über die Schotten errungen; für die Engländer entsprangen große Vortheile daraus, denn sie nahmen auf einige Zeit wieder von den schottischen Gränzprovinzen, bis an den Bezirk Lothian hin, Besitz; die Schotten aber hatten sich, wie gewöhnlich, nur eine augenblickliche Unterwerfung gefallen lassen, dann trachteten sie ihr Joch wieder abzuschütteln.

Wilhelm Douglas, Sohn desjenigen Douglas, welcher zu Halidon Hill bei Berwik geblieben war, legte nun denselben Muth an den Tag, der ausnahmsweise nur s e i n e r Familie eigen zu seyn schien. Er eroberte seine eigenen Besitzungen im Douglasthale wieder, vertrieb die Engländer aus dem Ettrikforste und leistete den Einwohnern des Treviot-

thales in Wiedervereinigung ihrer Unabhängigkeit thätigen Beistand.

Diesmal zog jedoch der Einfall der Engländer nicht dieselben schlimmen Folgen nach sich, wie es bei ihren frühern Siegen der Fall war. Baliol's Ansprüche wurden nicht wieder erneuert; dieser nur dem Namen nach regierende König hatte dem englischen Monarchen alle seine Rechte im Königreich Schottland abgetreten und zum Zeichen hierüber eine Handvoll Erde und eine goldene Krone überreicht. Eduard seiner Seits belohnte Baliol für diese Unterwerfung mit einem bedeutenden jährlichen Einkommen; darauf zog sich Baliol von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte nachher in solcher Verborgenheit, daß die Geschichtschreiber seines Todes gar nicht erwähnen. Nach der Unternehmung, bei welcher er die enterbten Baronen commandirt und den großen Sieg in der Schlacht bei Dublin errungen hatte, leistete er nichts mehr, was dieser That gleich kommen würde; deßhalb ist auch sehr wahrscheinlich, daß ihm bei jener Gelegenheit irgend ein Dritter Beistand leistete, welcher ihm späterhin nicht mehr zu Theil wurde.

Eduard III. war in seinen Kriegen, die er gegen Schottland auf eigenen Namen führte, nicht glücklicher als in denen, die er unter dem Vorwand, Baliol zu unterstützen, anfing. Im Frühjahre 1355 marschierte er nach Ost-Lothian und richtete solche Verwüstungen an, daß dieser Zeitraum lange mit dem Namen „verbrannte Lichtmesse" bezeichnet wurde, weil damals so viele Städte und Dörfer in Asche gelegt wurden. Die Schotten entfernten jede Art von Lebensmitteln, welche ihren Feinden nützlich seyn konnten, und vermieden eine allgemeine Schlacht, während sie sich aber in eine

Menge kleiner Gefechte einließen. Dadurch wurde Eduard genöthigt Schottland mit großem Verlust zu verlassen.

Nachdem so viele Versuche mißglückt waren, scheint Eduard an der Eroberung Schottlands verzweifelt zu seyn, und zeigte sich bereitwillig, einen Waffenstillstand zu schließen und den König in Freiheit setzen zu wollen.

So wurde endlich David II. nach eilfjähriger Gefangenschaft von den Engländern freigelassen. Die Schotten hatten eingewilligt für ihn ein Lösegeld von 100,000 Mark zu bezahlen, freilich eine schwere Summe für ein Land, das von jeher arm und durch die letzten Kriege so ausserordentlich erschöpft war. Das Volk freute sich so sehr seinen König wieder zu sehen, daß ihm die Leute überall hin nachliefen und — was als Beweis der Roheit der damaligen Zeit dienen kann — sogar in sein Zimmer brachen, bis der König endlich, über ihre lästige und aufdringliche Anhänglichkeit entrüstet, die Keule eines Officiers ergriff und mit seiner eigenen königlichen Hand den ihm zunächst stehenden Lehensmann auf das Haupt schlug. Nach dieser Züchtigung, sagen die Geschichtsschreiber, wurde es erlaubt, in des Königs Zimmer zu gehen.

Die letzten Jahre von des Königs Leben enthalten wenig erwähnenswerthes, ausgenommen, daß er nach dem Tode der Johanna von England, seiner ersten Frau, eine unkluge Ehe mit einer gewissen Margarethe Logie schloß; sie war zwar ein ausgezeichnet schönes Weib, aber von gemeiner Herkunft; er ließ sich bald wieder von ihr scheiden. Weder die eine noch die andere seiner Frauen hinterließ ihm Kinder. David II. starb zu Edinburgh Schloß in einem Alter von 47 Jahren den 22. Februar 1370 — 1. Er hatte im Ganzen 42 Jahre regiert, hievon aber eilf Jahre in Gefangenschaft zugebracht.

Siebentes Kapitel.

Thronbesteigung des Robert Stewart. — Krieg von 1385 und Landung des Johann von Vienne in Schottland. — Schlacht bei Otterburn. — Tod Robert's II.

David II. hinterließ keine Kinder und mit ihm starb die männliche Linie seines Vaters, des großen Robert Bruce, aus; die Anhänglichkeit an diesen heldenmüthigen Fürsten war unter dem schottischen Volke so allgemein verbreitet, daß man überein kam, die Krone Schottlands an einen von Roberts Enkeln weiblicher Seite übergehen zu lassen. Marjory, die Tochter des Robert Bruce hatte den Walter, Lord Oberrichter von Schottland geheirathet; er war der sechste seiner Familie, welchem diese hohe Würde zu Theil wurde, deßhalb bekam diese Familie den Beinamen Stewart. Dieser Walter Stewart und seine Frau Marjory waren die Urahnen der lange dauernden Familie gleichen Namens, welche späterhin in Schottland regierte und endlich auch auf den Thron Englands gelangte. Der letzte König der Familie Stewart verlor seine beiden Königreiche in der großen National-Revolution im Jahre 1688; sein Sohn und seine Enkel starben in der Verbannung. Die weibliche Linie jener Familie ist noch derzeit in der Person unsers Monarchen, des Königs Georg IV., im Besitz des Thrones. Wenn Du daher von der Linie Stewart hörst, so mußt Du wissen, daß die Abkömmlinge des Walter Stewart und der Marjory Bruce darunter gemeint sind; auch überliefert uns die Geschichte, daß die Stewart's von Fleance, dem Sohne Banquo's abstammen, von demselben, dem die im ersten Theile dieses Werkes erwähnten

Hexen prophezeiht haben, daß seine Nachkommen Könige von Schottland werden sollen, und der von Macbeth ermordet wurde. Dieß scheint jedoch eine zweifelhafte Sage zu bleiben.

Walter, der Lord Oberrichter von Schottland, welcher Bruce's Tochter geheirathet hatte, war ein braver Mann; er hielt sich in der Schlacht bei Bannokburn, woselbst ihm ein hohes Commando anvertraut war, sehr tapfer; aber er starb jung und wurde allgemein bedauert. Robert Stewart, sein Sohn und durch Marjory Bruce Enkel des Königs Robert, wurde nun auf den Thron berufen. Er war ein guter und leidenschaftsloser Fürst. In seiner Jugend hatte er sich als tapferer Soldat ausgezeichnet, aber nun war er fünf und fünfzig Jahre alt und litt an einer heftigen Augenentzündung, die seine Augen blutroth färbte. Aus diesem Grunde lebte er geraume Zeit ganz zurückgezogen und besaß nicht Thätigkeit genug, um ein so wildes, unbändiges Volk wie die Schotten zu regieren.

Robert Stewart's Thronbesteigung erfolgte nicht ohne einigen Widerstand, denn zu gleicher Zeit trat ein furchtbarer Mitbewerber um die Krone auf. Es war der Graf Wilhelm Douglas. Diese Familie, in welcher so manche große Männer sich auszeichneten, war zu bedeutender Macht und zu großem Ansehen gelangt, besonders aber in den südlichen Provinzen Schottlands. Die Ansprüche des Grafen Douglas gründeten sich auf die Verheirathung seines Sohnes mit Euphenia, der Tochter Robert II.; deßhalb wurde Stewart ohne weiteren Widerstand gekrönt; allein die außerordentliche Macht der Douglas, die sie derjenigen des Thrones gleich stellte, gab später Veranlassung zu einem allgemeinen Aufstand und zu großem Unglück.

Die

Die Geschichte Roberts II. enthält nicht viel wichtiges; doch wurden weniger Kriege mit England geführt und die Schotten hatten sich in der Kriegskunst bedeutend verbessert, wovon folgende Beispiele zum Beweis dienen mögen.

Im Jahre 1385 wurden die Franzosen in ihrem eigenen Lande von den Engländern sehr gedrängt, deßhalb entschlossen sie sich eine Armee nach Schottland zu schicken, dieser Nation gegen die Engländer beizustehen und so die letztgenannten in ihrem eigenen Lande zu beschäftigen. Diesem zufolge sendeten sie tausend wohlbewaffnete und gut ausgerüstete Ritter und Edelleute nach England; da jeder von diesen vier bis fünf Soldaten unter sich hatte, so bildeten sie eine beträchtliche Macht; auch sendeten sie den Schotten 1200 vollkommene Waffenrüstungen nebst einer bedeutenden Summe Geldes zu Unterstützung des Krieges. Diese Heeresmacht wurde durch Johann von Vienne, Großadmiral von Frankreich, einen tapfern und ausgezeichneten Feldherrn, commandirt.

Mittlerweile hatte Richard II., König von England, seinerseits eine vielleicht größere Armee formirt, als je ein König von England zuvor eine solche commandirte; mit dieser marschierte er an die schottische Gränze. Die Schotten hatten auch bedeutende Streitkräfte vereinigt, so daß der französische Admiral auf eine hartnäckige Schlacht gefaßt war. Er redete die schottischen Edelleute also an: „Ihr habt immer gesagt, daß, wenn Ihr einige hundert bewaffnete Franzosen hättet, die Euch beistehen wollten, Ihr den Engländern eine Schlacht liefern würdet. Nun sind wir da, um Euch zu helfen, laßt uns also eine Schlacht liefern.“

Die Schotten antworteten, daß sie das Schicksal ihres Landes nicht in einer Schlacht auf das Spiel setzen wollen;

einer von ihnen, wahrscheinlich Douglas, führte den Johann von Vienne an einen engen Paß, durch welchen sie ungesehen die englische Armee passiren sehen konnten. Die Schotten machten überdieß den Admiral auf die große Menge Bogenschützen, auf die ungeheuere Anzahl und vortreffliche Ordnung der Engländer aufmerksam, und fragten dann den Franzosen, ob er als Soldat ihnen rathen könne, diesen Wolken von Bogenschützen eine Hand voll schlecht geübter Hochländer gegenüber zu stellen, oder mit ihren elenden Kleppern die herrliche englische Kavalerie anzugreifen.

Der Admiral von Vienne konnte nur zugeben, daß der Kampf zu ungleich wäre. „Aber nun, da Ihr Euch nicht schlagen wollt," sagte er, „was haltet Ihr für das Beste? Wenn Ihr Euch dieser großen Macht nicht widersetzt, so werden die Engländer Euer Land verwüsten."

„Laßt sie immerhin das Schlimmste vollbringen," antwortete Douglas lächelnd, „sie werden nicht viel zum verwüsten finden. Unsere Einwohner haben sich alle in Wälder, Moräste und auf Berge zurückgezogen, und das Vieh, was ihr eigenes Eigenthum ist, mitgenommen. Die Engländer werden weder etwas zum Mitnehmen, noch Nahrung finden. Die Häuser der Edelleute sind kleine Burgen mit dicken Mauern, die kein Feuer zerstören kann; die gemeinen Leute wohnen nur in Hütten, und wenn die Engländer allenfalls diese abbrennen, so reichen wenige Baumstämme hin, um sie wieder aufzubauen?"

„Aber was wollt Ihr mit Eurer Armee anfangen, wenn Ihr sie nicht beschäftigt?" fragte der Franzose; „und wie wird Euer Volk Elend, Hungersnoth und Plünderung welche Folgen des Einfalls der Engländer seyn werden, ertragen können?"

„Ihr sollt sehen, daß unsere Armee nicht brach liegen wird,“ versetzte Douglas, „und was das gemeine Volk betrifft, so ist mir nicht bange, daß es Plünderung, Hungersnoth und alle andern Uebel, welche der Krieg nach sich zieht, ausdauern wird, aber wir alle wollen keinen englischen Herrn dulden.“

Der Erfolg lehrte, daß Douglas wahr gesagt habe. Die große englische Armee überschritt die östlichen Grenzen Schottlands und kam wegen Mangel an Lebensmittel in große Verlegenheit; sie verwüstete Dörfer und alles Eigenthum der Schotten, aber sie fand wenig zu verwüsten. Die schottischen Edelleute dagegen fielen, kaum nachdem sie erfahren, daß die Engländer in Schottland herumziehen, mit einer zahlreichen Armee, die hauptsächlich aus leichter Kavallerie, gleich der im Jahr 1327 von Douglas und Randolph angeführten bestand, in den westlichen Grafschaften Englands ein, machten daselbst auf einem oder zwei Märschen mehr Beute und stifteten mehr Unheil, als die Engländer in Schottland, selbst wenn sie in der ganzen Gegend von der Grenze bis nach Aberdeen alles verbrannt hätten.

Die Engländer wurden schnell zur Vertheidigung ihres eigenen Landes zurückberufen, und erlitten, obgleich keine Schlacht geliefert wurde, durch die schlechten Wege, durch Mangel an Futter und Lebensmittel und ähnliche Ursachen einen empfindlichen Verlust an Leuten und Pferden; während die Schotten in einem weit reicheren Lande, als dem ihrigen, gute Nahrung fanden und sich reichlich mit Beute beladen hatten. Diese weise Vertheidigungsart wurde von Bruce seinen Nachkommen als die einzige zur Vertheidigung ihrer Grenzen anwendbare empfohlen.

Die französischen Hülfstruppen waren mit ihrer Aufnahme, die sie bei den Schotten fanden, sehr unzufrieden. Sie beklagten sich darüber, daß das Volk, dem sie zu Hülfe gekommen seyen, ihnen weder freundlich begegne, noch Gefälligkeiten erzeige, und daß es ihnen sogar Lebensmittel, Fourage und andere Beiträge versage. Die Schotten ihrer Seits behaupteten, daß ihnen ihre Verbündeten einen bedeutenden Aufwand verursachen, ohne sie im Geringsten etwas zu nützen, daß der Bedarf für die Alliirten groß sey und in einem so armen Lande wie Schottland, nicht aufgetrieben werden könne, endlich, daß sie die Einwohner plagen und plündern, wo sie nur können. Die Schotten wollten den Franzosen auch nicht erlauben, Schottland eher zu verlassen, bis sie dafür Sicherheit geleistet haben würden, daß sie den Kostenaufwand ihres eigenen Unterhalts bezahlen wollen. Die französischen Ritter, welche gehofft hatten sich Ruhm und Reichthum zu erwerben, zogen sehr übelgelaunt ab, weil das Königreich Schottland von einem so wilden und ungebildeten Volke bewohnt, das Land selbst aber so sehr gebirgig und arm sey, daß die kleinen Stücke des angebauten Landes mit den ausgedehnten Wüsten durchaus in keinem Verhältnisse stehen, auch sagten die Franzosen, man finde dort mehr wilde Thiere als zahme.

Die Schotten vermieden nicht aus Mangel an Muth, sondern aus Klugheit große Schlachten mit den Engländern. In kleinere Gefechte ließen sie sich lieber ein; da zeichneten sich beide Parteien durch die äusserste Tapferkeit aus, bis, wie ein alter Geschichtschreiber sich ausdrückt, Schwert und Lanze brachen; dann erst trennten sie sich und sagten zu einander: „Gehabt Euch wohl; Dank für den Spaß, den Ihr

uns gewährt." Ein sehr merkwürdiges Beispiel eines solch' verzweifelten Gefechtes kam im Jahre 1388 vor.

Die schottischen Adeligen hatten, um einen bedeutenden Einfall in England zu bewerkstelligen, eine beträchtliche Armee versammelt; da sie aber erfuhren, daß die Bewohner Northumberlands ein Corps an der östlichen Grenze zusammenziehen, so beschränkten sie ihren Angriff auf das, was der Graf Douglas beschließen würde, und gaben ihm zu seinem Vorhaben 4 bis 5000 auserlesener Truppen. Mit diesen drang er in die gebirgigen Grenzprovinzen Englands, woselbst man am allerwenigsten auf einen Ueberfall gefaßt war; dann rückte er gegen Newcastle vor, überfiel rings herum das flache und reiche Land, plünderte, sengte und brannte und bereicherte seine Armee mit Beute.

Percy, Graf von Northumberland, ein englischer mächtiger Edelmann, der mit Douglas schon manchen Kampf bestanden, entsendete seine zwei Söhne, Sir Heinrich und Sir Rudolph Percy, um die Fortschritte jenes Ueberfalls zu hemmen. Beide waren stattliche Ritter, aber der erste, seiner Heftigkeit wegen Hitzkopf genannt, durfte eben so sehr unter die ausgezeichnetsten Krieger Englands, als wie Douglas unter die Schottlands gezählt werden. Die beiden Brüder zogen in aller Eile nach Newcastle, um diese wichtige Stadt zu vertheidigen. Da Douglas auf eine ganz kecke Weise seine Leute vor den Mauern dieser Stadt aufstellte, so gab es zwischen ihnen und den Schotten ein Scharmützel, wobei Douglas und Heinrich Percy handgemein wurden. Während dieses Kampfes gelangte Douglas in den Besitz von des Hitzkopfs Speer; an dessen einem Ende hing eine kleine seidene, mit Perlen gestickte Verzierung, die einen Löwen darstellte — das Helmzeichen der Percy. Douglas schwang dieses Sieges-

zeichen hoch und erklärte, er wolle es mit nach Schottland nehmen und auf seinem Schlosse Dalkeith aufpflanzen.

„Das soll Dir nie gelingen," sagte Percy. „Ich werde meine Lanze eher wieder haben, als Du nach Schottland zurückkehren kannst."

„Nun denn," erwiederte Douglas, „komme und hole sie, vor meinem Zelte sollst Du sie finden."

Die schottische Armee trat, nachdem sie den Zweck ihres Vorhabens erreicht hatte, ihren Rückzug durch das Thalgebiet des Baches Reed an; dieser floß gegen die schottische Grenze und gewährte für den Truppenmarsch einen erträglichen Weg. Am 19 August 1388 lagerten sie bei Otterburn, ungefähr zwanzig Meilen von der Grenze.

Mitten in der Nacht brach im schottischen Lager der Lärm aus, daß das englische Heer im Anmarsch sey; beim Mondlicht konnte man während des Vorrückens den Sir Heinrich Percy an der Spitze eines Heeres erkennen, das an Zahl dem des Douglas gleich zu kommen, oder sogar noch stärker zu seyn schien. Percy hatte den Reed Bach schon überschritten, und rückte gegen die linke Flanke der schottischen Armee vor. Douglas wollte in der Stellung die er genommen hatte, keinen Angriff abwarten, und veränderte sie deßhalb schnell, so daß er den anrückenden Engländern alsobald die Fronte entgegenstellte; bei diesem Manöver entwickelte er so viel militärische Talente und Geschicklichkeit, daß es kaum glaublich ist, wie er mit seinen undisciplinirten Truppen in der kurzen Zeit eine solche Frontveränderung machen konnte.

Hitzkopf marschierte inzwischen mit seinen Schwadronen durch das verlassene Lager, woselbst sich nur noch einige Bedienten und Marodeurs der schottischen Armee befanden.

Die Unterbrechungen, welche damals bei dem Aufmarsch einer Armee statt fanden, brachten die Engländer in Unordnung; bei'm Aufgang des Mondes sahen sie, daß die Schotten, welche unterdessen einen Scheinrückzug gemacht hatten, ganz geordnet in Schlachtordnung aufgestellt und schlagfertig waren. Die Schlacht begann von beiden Seiten mit größter Hitze; denn Percy und Douglas waren die zwei ausgezeichnetsten Soldaten ihrer Zeit, und jede der beiden Armeen setzte großes Vertrauen in den Muth und die Talente ihres Feldherrn, deren beider Namen rühmlichst bekannt waren. Die Schotten, an Zahl minder stark, fingen an zu weichen; darauf rückte Douglas ihr Führer, mit seiner Fahne vor; seine besten Leute folgten ihm alsogleich. Er selbst rief sein gewöhnliches Feldgeschrei aus: „Douglas!" stürzte dann voran und bahnte sich mit seiner Streitart mitten durch die Feinde einen Weg. Endlich fiel er, nachdem er drei tödtliche Wunden erhalten hatte. Wäre sein Tod bekannt geworden, so würde ohne Zweifel die Schlacht zum Nachtheile der Schotten ausgefallen seyn; aber die Engländer erfuhren nur, daß einige brave Soldaten gefallen seyen. Inzwischen drangen die übrigen schottischen Edelleute ebenfalls vorwärts, und sahen ihren Feldherrn mitten unter seinen treuen Rittern und Pagen erschlagen daliegen. Ein beherzter Priester, ein gewisser Wilhelm von North Berwyk, der Caplan des Douglas, beschützte den Leichnam seines Herrn mit einer langen Lanze.

„Wie steht es lieber Vetter?" fragte Singlair, der erste schottische Ritter, welcher zum Feldherrn hinkam, als er noch verwundet dalag.

„Leidlich," antwortete Douglas, „aber Dank sey Gott, „meine Ahnen starben auf dem Schlachtfelde, nicht in Lieger„stätten; ich sterbe eben so, aber laßt sie nur noch mein Feld-

„geschrei rufen und verheimlicht meinen Tod vor meinen Leu„ten. Es ist eine alte Sage in unserer Familie, daß selbst „ein todter Douglas eine Schlacht gewinnen könne, und ich „denke, dieß werde heute der Fall seyn.“

Die Edelleute befolgten seinen letzten Willen; sie verbargen des Grafen Leichnam und begaben sich aufs neue mitten unter die Feinde, wobei sie ihr Feldgeschrei: „Douglas! Douglas!“ lauter als zuvor ausriefen.

Die Engländer wurden durch den Verlust der beiden Brüder, Heinrich und Rudolph Percy, sehr entmuthigt, beide wurden nur nach tapferer Gegenwehr gefangen genommen, und beinahe alle Männer von Bedeutung der englischen Armee hatten entweder das nemliche Schicksal, oder blieben auf dem Platze. Aus dieser Veranlassung sollen schottische Dichter von dem Namen Douglas Folgendes gesagt haben:

Das fürchterliche Feldgeschrei bezwang des Feindes Heeresmacht,
Nach Douglas Tod gewann allein sein Name schon die ganze Schlacht.

Sir Heinrich Percy wurde der Gefangene des Sir Hugo Montgomery; dieser nöthigte jenen ihm statt eines Lösegeldes ein Schloß in Penorn im Bezirke Ayrshire zu bauen. Die Schlacht von Otterburn fiel für die Feldherrn beider Heere unglücklich aus, da die beiden Percy gefangen wurden, und Douglas auf dem Platze blieb. Diese Begebenheit gab zu vielen Gedichten und Gesängen Stoff, und der große Geschichtschreiber Froissart sagt, daß, mit Ausnahme einiger, diese Schlacht die schönste jener kriegerischen Zeit gewesen sey.

Robert II. starb den 19. April 1390. Seine Regierung kam an Ruhm der seines mütterlichen Großvaters, Robert Bruce, nicht gleich; doch war er immer glücklicher als David II. Die Ansprüche Baliol's auf die Krone Schottlands

wurden nicht erneuert, und obgleich die Engländer noch mehr als einen Einfall in Schottland machten, so waren sie doch nie lange im Besitze dieses Landes.

Achtes Kapitel.

Thronbesteigung Roberts III. – Unordentlicher Zustand der Hochlande. – Kämpfe zwischen dem Clan Chattan und dem Clan Kay bei North Inch von Perth. – Schilderung und Tod des Herzogs von Rothsay des rechtmäßigen Erben. – Gefangennehmung des Prinzen Jacob durch die Engländer und Tod Robert's III.

Der älteste Sohn Robert's II. hieß ursprünglich Johann; aber man machte allgemein die Bemerkung, daß die Könige von Frankreich und England, welche den Namen Johann führten, unglücklich gewesen sind, zugleich hatte das schottische Volk eine große Vorliebe für den Namen Robert, weil der große Bruce so hieß; deßhalb änderte Johann Stewart bei seiner Thronbesteigung seinen Namen und nannte sich Robert III. Wir werden übrigens sehen, daß dieser arme König eben so unglücklich wurde, als wenn er seinen Namen Johann beibehalten hätte.

Die Störungen in den Hochlanden machten eine der Plagen seiner Regierung aus. Du wirst Dich erinnern, daß diese ausgedehnte Gebirgskette durch Leute bewohnt wurde, die sich in Sprache und Sitten von den Bewohnern des flachen Landes unterschieden und sich in Stämme oder Clans theilten. Die Engländer nannten sie die wilden Schotten und die Franzosen die schottischen Barbaren; sie scheinen auch in der That sehr wild und roh gewesen zu seyn.

Der Verlust, welchen das flache Land durch die englischen Kriege erlitten, hatte die zunächst der Hochlande liegenden Grafschaften so sehr geschwächt, daß sie unfähig wurden, den Einfällen der Gebirgsbewohner zu steuern; deßhalb stiegen letztere von ihren Gebirgen herab, wenn es ihnen einfiel, machten Beute, sengten und brannten wie in Feindesland.

Im Jahre 1392 kam eine bedeutende Masse jener Hochländer von den Grampiangebirgen herab. Die Anführer derselben wurden Clan-Donnochy oder Söhne des Duncan genannt, dem neuern Namen Robertson entsprechend. Ein Theil der Ogilvier und Lindsayer marschirte unter Sir Walter Ogilvy, Scherif von Angus, in aller Eile gegen sie und griff sie mit ihren Lanzen an. Obgleich diese letzteren vortheilhaft beritten, und vollkommen mit Waffenrüstungen versehen waren, so vertheidigten sich doch die Hochländer mit solchem Muthe, daß sie den Scherif und sechzig seiner Leute tödteten und die Bewohner des flachen Landes zurücktrieben. Als Beweis ihrer Rohheit möge dienen, daß Sir David Lindsay im ersten Gefecht einem Hochländer seine Lanze durch den Leib stieß, und ihn gleichsam auf den Boden nagelte. In diesem Zustande krümmte sich der Hochländer an dem Spere aufwärts und wendete seine letzten Kräfte an, um dem bewaffneten Ritter mit seinem Schwert, das er mit beiden Händen führte, einen Hieb beizubringen. Dieser mit dem Kraftaufwand eines sterbenden Mannes geführte Hieb zerschmetterte Lindsay's Steigbügel und seine Fußbekleidung von Stahl, und wenn gleich sein Bein nicht abgehauen war, so wurde er doch so schwer verwundet, daß er das Schlachtfeld verlassen mußte.

Zum großen Glück für die Bewohner des flachen Landes waren die Hochländer eben so sehr geneigt, ausser ihren Nach-

barn auch Andere zu bekämpfen. Es kam so weit, daß zwei Clans oder zwei verschiedene Familien einander todtfeind wurden, und die ganze Nachbarschaft mit Feindseligkeiten überzogen. Da die Fehden nicht anders geschlichtet werden konnten, so wurde ein Kampf angeordnet, der den Mißhelligkeiten ein Ende machen sollte. Es mußten nemlich dreißig Mitglieder des Clan Chattan gegen die nemliche Anzahl des Clan Kay fechten; zum Schlachtfelde wurde bei North Inch von Perth eine schöne und ebene, theilweise von dem Bache Tay begränzte Wiese gewählt. Der König und seine Edelleute mußten bei diesem Gefechte zugegen seyn. Der Anordnung dieses Gefechtes lag eine grausame Schlauheit zu Grunde: denn man setzte voraus, daß die besten und tüchtigsten Männer eines jeden Clans unter die Zahl der dreißig aufgenommen seyn wollen, um für ihre Ehre zu kämpfen; nicht weniger vermuthete man, daß das Gefecht sehr blutig und verzweifelt ausfallen werde. Auf diese Art hoffte man wenigstens den günstigen Erfolg, daß beide Clans, nachdem sie die besten und tapfersten Männer verloren haben werden, künftig leichter im Zaum gehalten würden. Dieses war wahrscheinlich die Absicht des Königs und seiner Rathgeber, welche diesen verzweifelten Kampf, der ganz dem Geiste der damaligen Zeit entspricht, angeordnet haben.

Die beiden Abtheilungen zogen jede für sich auf den Platz; mit Schwert und Schild, Axt und Dolch bewaffnet standen sie einander gegenüber; da bemerkte der Befehlshaber des Clan Chattan, gerade als das Zeichen zum Beginnen des Kampfes gegeben wurde, daß einer seiner Leute aus Angst die Reihen verlassen habe. Es war nun keine Zeit den Fehlenden durch einen Andern desselben Clans zu ersetzen, deßhalb sah sich der Anführer genöthigt dem nächsten besten

welcher statt des Entflohenen mitfechten wolle, eine Belohnung anzubieten. Vielleicht meinst Du, es sey schwer gewesen, einen Mann zu bekommen, welcher für eine geringere Belohnung sich den Gefahren eines Gefechts unterziehen wollte, das höchst wahrscheinlich hartnäckig und gefährlich ausfallen würde; aber in dieser kriegerischen Zeit schätzten die Leute ihr Leben nicht hoch. Ein gewisser Heinrich Wynd, Bürger von Perth und Sattler seiner Profession, bot sich für eine halbe französische Krone an, in die Reihen des Clan Chattau einzutreten; er hatte krumme Beine, aber er war ausserordentlich stark und flink, und wußte sein Schwert wohl zu führen.

Nun wurde das Zeichen zum Angriff mittelst Trompeten und großer hochländischer Kriegspfeifen gegeben, worauf die beiden Partheien mit ungeheurer Wuth aufeinander loszogen; ihre angeborne Wildheit wurde durch den Haß, den sie gegen den feindlichen Clan hegten, durch ihren Ehrgeiz und durch das Bewußtseyn, daß sie in Gegenwart des Königs und der Adelichen von Schottland kämpfen, noch gesteigert. Da sie mit sehr großen Schwertern und Aexten auf einander loshieben, so waren die Wunden, die sie sich beibrachten, gräßlich. Köpfe wurden gespalten und Glieder vom Leibe weggehauen, so daß diese Wiese bald mit Blut überschwemmt und mit Verwundeten und Leichnamen bedeckt war.

Mitten während dieser tödtlichen Schlacht bemerkte der Anführer des Clans Chattau, daß Heinrich Wynd, nachdem er einen des Clans Kay erlegt hatte, bei Seite ging und nicht fortkämpfen zu wollen schien; da sagte er: „Was ist „das? Bist Du schon abgeschreckt?“ „Das bin ich nicht,“ antwortete Heinrich, „aber ich habe für eine halbe Krone „genug gethan.“

„Vorwärts und kämpfe!" rief der hochländische Anführer, „du hast dein Tagewerk gut vollbracht; ich werde dich „in deinem Lohne nicht verkürzen."

Auf diese Art ermuthigt stürzte sich Heinrich Wynd aufs Neue auf seine Gegner los und trug, da er ein ausgezeichneter Soldat war, viel zum Siege bei, welcher endlich dem Clan Chattan zu Theil wurde. Von der siegenden Partei, worunter auch Heinrich Wynd, (den die Hochländer den Krummbeinigen nannten) blieben nur eilf am Leben, aber sie waren alle verwundet. Vom Clan Kay blieb nur Einer, jedoch unverletzt, übrig. Dieser Einzelne wagte nicht mit seinen eilf Gegnern fortzukämpfen, obgleich alle mehr oder weniger verwundet waren, sondern stürzte sich in den Tayfluß, schwamm an das andere Ufer und ging fort, um den Hochländern die Nachricht von der Niederlage seines Clans mitzutheilen; er sey aber von seinen Verwandten so übel aufgenommen worden, daß er sich selbst umgebracht haben soll.

Einiges von dieser Geschichte ist nur Sage, aber die Hauptsache ist wahr. Heinrich Wynd war von Natur aus mit den besten Fähigkeiten ausgestattet; aber dennoch sagt man ihm nach, daß er nach beendigtem Gefechte nicht im Stande gewesen sey den Clan zu nennen, für welchen er sich geschlagen habe, und daß er, nachdem er gefragt worden, auf welcher Seite er gewesen sey, geantwortet haben soll, daß er auf eigene Rechnung mitgefochten habe. Daher kommt auch das Sprichwort: „Jeder Mann auf eigene Rechnung wie Heinrich Wynd."

Inzwischen waren in der Familie Roberts III. Uneinigkeiten entstanden, auf die wir oben anspielten. Der König wurde schon in früher Jugend durch den Schlag eines Pfer-

des gelähmt, weßhalb er auch nicht ins Feld ziehen konnte. Von Natur war er friedliebend, religiös und gerecht, allein nicht fest: er ließ sich leicht durch seine Umgebung leiten, besonders aber durch seinen Bruder, den Herzog von Albany, einen unternehmenden, grausamen, ehrgeizigen und verschlagenen Mann. Dieser letztgenannte Fürst, der nächste Thronerbe, falls des Königs Kinder aus dem Wege geräumt würden, trachtete unaufhörlich den Herzog von Rothsay, den ältesten Sohn Robert III. mit seinem Vater zu entzweien. Rothsay war jung, lustig und unordentlich, sein Vater alt und streng in seinen Grundsätzen; deßhalb fiel es nicht schwer, Zänkereien zwischen ihnen herbeizuführen, wobei Albany die Aufführung des Sohnes immer im schlechtesten Lichte darstellte.

Der König und die Königin schienen der Meinung gewesen zu seyn, daß die Verheirathung des Prinzen seinem müssigen und zügellosen Leben ein Ende machen würde; aber Albany, den sie um Rath fragten, leitete die königliche Familie bei diesem wichtigen Schritt auf eine schändliche Weise. Er trug darauf an, daß der Prinz die Tochter desjenigen schottischen Edelmanns heirathen solle, welcher sich zu der größten Summe für die ehrenvolle Verbindung mit der königlichen Familie verstehen würde. Der mächtige Graf Georg von March war der, welcher am meisten dafür bot; allein obgleich der Prinz durch einen abgeschlossenen Vertrag mit der Tochter dieses Edelmannes versprochen war, so hintertrieb Albany die Heirath, als der Graf von Douglas eine noch weit grössere Summe anbot; dieser hatte des Königs Schwester zur Frau und wünschte nun, daß seine Tochter den Thronerben heirathen sollte. Sie wurden auch getraut, jedoch in einer unglücklichen Stunde.

Der Prinz setzte seinen unordentlichen Lebenswandel fort, Albany seiner Seits hörte nicht auf, jenen bei dem König zu verschmähen, und endlich wurde Douglas ein abgesagter Feind seines königlichen Schwiegersohns.

Die Geschichte dieser Regierung ist sehr unvollkommen, man weiß nicht genau, was für Angriffe auf den Herzog von Rothsay gemacht wurden, oder in wie fern sie wahr oder falsch sind; allein so viel scheint gewiß zu seyn, daß er von Seite seines Vaters ganz der Gewalt seines Onkels und seines Schwiegervaters des Grafen von March überlassen wurde, welche beide grausam gegen ihn verfuhren.

Ein gewisser Ramorgny, ein elender Wicht, nud Sir Wilhelm Lindsay wurden bevollmächtigt, den rechtmäßigen Thronerben von Schottland verhaften und einsperren zu dürfen. Mit dieser Vollmacht versehen ergriffen sie ihn in der Provinz Fife, woselbst er ohne allen Argwohn reiste, setzten ihn auf ein ganz gewöhnliches Fuhrmannspferd, und schleppten ihn in das feste Schloß Falkland, welches dem Albany gehörte. Es hatte damals sehr stark geregnet, aber dem armen Prinzen wurde kein anderer Schutz, als ein schlechter Bauernmantel zu Theil. Nach der Ankunft in jener düstern Feste warfen sie ihn in ein Gefängniß und liessen ihm keine Nahrung zukommen. Da soll eine Frau durch des Prinzen Wehklagen gerührt worden und es ihr gelungen seyn, ihm von Zeit zu Zeit dünne Gerstenkuchen zu bringen, die sie in ihrem Schleier verbarg und durch das eisene Gitter seines Gefängnisses hinabließ; eine andere Frau soll ihn eine Zeit lang an ihrer eigenen Brust ernährt haben. Beide wurden entdeckt, worauf auch nicht einmal diese karge Unterstützung dem Prinzen mehr zu Theil wurde; der Unglückliche verhungerte im

März 1402, welches wohl die fürchterlichste und langsamste aller Todesarten seyn mag.

Es ist durchaus kein Beweis vorhanden, daß der alte, schwache und seines Verstandes nicht mehr mächtige König den an seinem Sohne begangenen Betrug befürchtet habe; aber die Rache des Himmels schien das Land zu treffen, in welchem ein solches Verbrechen begangen wurde. Der Graf von March, uber den Bruch des zwischen seiner Tochter und dem Prinzen abgeschlossenen Vertrags aufgebracht, verließ die Sache der Schotten und schlug sich auf die Seite der Engländer. Er floh nach Northumberland und überfiel von dort aus die die schottische Grenze zu wiederholten Malen.

Der Graf von Douglas stellte sich sodann an die Spitze von 10,000 Mann, machte in England einen Einfall und bereicherte sich mit Beute; aber auf seiner Rückkehr lauerte ihm der berüchtigte Hitzkopf auf, der unterdessen mit Georg von March und Andern eine zahlreiche Armee versammelt hatte. Douglas nahm auf einer Anhöhe, Homildon genannt, Stellung, machte aber dabei den nemlichen Fehler, den die Schotten schon oft begangen hatten; er setzte seine Reihen den englischen Pfeilen aus, ohne diese Salven erwiedern zu können. Während sie auf diese Art einen furchtbar ungleichen Kampf bestanden, rief ein kühner schottischer Ritter, Sir Johann Swinton, mit lauter Stimme: „Warum bleiben wir hier auf diesem Berge stehen, um wie die Hirsche mit Pfeilen erlegt zu werden, während wir doch hinabgehen, auf die Engländer losstürzen und Mann gegen Mann streiten könnten?" In dem Heere befand sich ein junger Lord Gordon der den obengenannten Sir Johann Swinton grenzenlos haßte, weil er in einem Privatzwist Gordon's Vater

erschla-

erschlagen hatte; als Gordon aber jenen Aufruf vernahm und hörte, daß Swinton in dieser traurigen Lage die Andern zur Tapferkeit ermahne, verlangte er selbst unter ihm kämpfen zu dürfen; „denn," sagte er, „es kann mir von keinem „geschickteren Feldherrn oder tapfereren Manne diese Ehre zu „Theil werden." Swinton gewährte diese Bitte und beide marschirten hierauf, von den Ihrigen begleitet, den Hügel hinab, und richteten unter den Engländern kein kleines Blutbad an; allein da die andern Anführer sie nicht gehörig unterstützten, so wurden sie bald überwältigt und zum Theil in Stücke gehauen. Die Schotten verloren somit die Schlacht, nachdem sie eine völlige Niederlage erlitten; Douglas wurde verwundet, verlor ein Auge, und fiel in die Hände der Engländer.

Auf diese Schlacht folgte eine Reihe von Begebenheiten, welche eher eigentlich die englische, als die schottische Geschichte betreffen, die du aber des Zusammenhanges wegen wissen mußt. Der Graf von Northumberland, Vater des Hitzkopfs, hatte gegen Heinrich IV., damals König von England, eine Verschwörung angezettelt. Die Engländer setzten Douglas, um ihre Streitkräfte zu vermehren, in Freiheit, unter der Bedingung, daß er ihnen in dem bevorstehenden Bürgerkrieg Hülfe leisten solle. Diesem zu Folge kam Douglas mit einem Corps seiner Landsleute und vereinigte sich mit Heinrich Percy, dem Hitzkopfe. Sie marschirten mit einander nach England und lieferten unfern Shrewsbury den königlichen Truppen eine merkwürdige Schlacht. Da Heinrich IV. persönlich die Seinigen commandirte, so trachtete Douglas ihn aufzufinden und dem Kriege dadurch ein Ende zu machen, daß er ihn entweder tödten oder gefangen nehmen würde.

Der König hatte übrigens manche andere Waffengefährten um sich, die gerade so bewaffnet und beritten waren wie er. Indessen hieb Douglas nicht weniger als drei zusammen, wobei er laut seine Verwunderung ausdrückte, als er einen nach dem andern jeder dem andern gleichsehend erscheinen sah; endlich stieß er auf den König selbst und rief laut aus: „woher zum Teufel kommen denn alle diese Könige?" Er griff Heinrich eben so ungestüm an, wie diejenigen, die dem König gleich sahen; vor allem riß er einem tapfern Ritter, dem Sir Thomas Blunt, das königliche Panier aus der Hand, erschlug ihn und stürzte dann auf den König los; aber sogleich kamen mehrere tapfere Ritter, besonders der Prinz von Wales, dem König zu Hülfe, und noch ehe Douglas Heinrich erreichen konnte, wurde Hitzkopf von einem Pfeilschuß niedergestreckt, worauf seine Partei die Flucht ergriff. Douglas mußte endlich auch fliehen, aber als er den Berg hinabritt, stürzte sein Pferd und er wurde aufs Neue verwundet und gefangen genommen.

Ich kehre zu dem armen König Robert zurück, welcher von Alter, Schwachheit und Familienunglück nun ganz erschöpft war. Er hatte noch einen eilf Jahre alten Sohn, der Jacob hieß, wollte ihn aber dem Herzog von Albany nicht anvertrauen, da dieser ehrgeizige Fürst nach dem Tode des jungen Prinzen Thronerbe geworden wäre; deßhalb schickte er das Kind nach Frankreich unter dem Vorwand, ihm dort eine bessere Erziehung geben zu lassen, als ihm in Schottland zu Theil werden könne. Ein englisches Schiff nahm aber dasjenige, auf welchem der junge Prinz nach Frankreich segeln sollte, weg und brachte Jacob nach London. Nachdem Heinrich hörte, daß der Thronerbe von Schottland in seiner Macht sey, beschloß er ihn gefangen zu halten. Dieses war

sehr ungerecht, denn die beiden Länder, England und Schottland hatten damals Friede mit einander geschlossen. Der König schickte ihn also ins Gefängniß und sagte, „der Prinz solle an seinem Hofe eine eben so gute Erziehung erhalten, als an dem von Frankreich, denn er verstehe gut französisch.“ Dieß war nun eine spaßhafte Aeusserung, aber Heinrich hielt in dieser Beziehung sein Wort, und obgleich der schottische Prinz ungerechter Weise zurückbehalten wurde, so erhielt er doch auf Kosten des englischen Monarchen eine vortreffliche Erziehung.

Dieses neue Mißgeschick, wodurch des armen, alten Königs Sohn in die Hände der Engländer gerieth, scheint Robert III. das Herz gebrochen zu haben, denn er starb ungefähr ein Jahr nachher.

Neuntes Kapitel.

Regierung Robert's, Herzogs von Albany. – Schlacht bei Harlaw. – Regierung Murdac's Herzogs von Albany. – Unternehmungen der Schotten in Frankreich. – Befreiung Jacob's I. aus der Gefangenschaft von England.

Albany, der Bruder Robert's III., war nun Regent des Königreichs; eigentlich hatte er schon lange unumschränkte Gewalt über dasselbe ausgeübt. Man kann sich leicht vorstellen, daß er sich nicht sehr bemühte die Befreiung seines Neffen, des Prinzen Jacob, auszuwirken, weil dessen Rückkunft nach Schottland seiner eigenen Macht einen Stoß gegeben haben würde. Albany war nach dem, was wir oben von ihm hör-

ten, ein bösartiger, grausamer und ehrgeiziger Mann, aber nun gab er sich alle Mühe gerecht zu seyn, und dem Volke keine Steuern aufzulegen.

Das Schloß Jedburgh, welches seit der Schlacht von Durham von den Engländern besetzt war, wurde durch die Bewohner des Teviotthales genommen, und von ihnen der Vorschlag gemacht, daß das Schloß abgebrochen werden solle, damit der Feind hinführo an der Gränze keine Festung mehr besitze. Um den Kostenaufwand, den die zur Niederreissung dieser großen, starkbevestigten Burg geworbenen Leute verursachten, zu bestreiten, brachte man eine Kopfsteuer von zwei Pfenning in ganz Schottland in Antrag; aber der Regent entschloß sich, die nöthige Summe aus seinen eigenen Mitteln zu bezahlen und ließ bekannt machen, daß er seine Regierung mit keiner Maßregel beginnen wolle, welche den Armen gar zu drückend fallen müßte.

In mancher anderer Beziehung zeigte Albany eine sehr schlechte Seite seines Charakters. Der Tapferkeit konnte er sich nicht rühmen, welches übrigens in der damaligen Zeit und in seiner Familie selten der Fall gewesen. Obgleich er in mehrere Kriege mit England verwickelt war, so zeichnete er sich weder in einem derselben aus, noch konnte er sich eines durch ihn herbeigeführten Erfolges rühmen.

Eine der merkwürdigsten Begebenheiten während seiner ganzen Regierung ist die Schlacht bei Harlaw. Sie wurde von einem Fürsten, den man Donald von den Inseln hieß, geliefert; er war im Besitz aller der im Westen Schottlands gelegenen Inseln; er hatte auch auf dem festen Lande große Besitzungen und handelte wie ein unabhängiger Monarch.

Dieser Donald machte im Jahre 1411 auf die damals erledigte Grafschaft Roß Anspruch, weil der Regent ausge-

sprochen hatte, daß er ein Mitglied seiner eigenen Familie damit belehnen wolle. Donald rüstete ein Corps von zehntausend Mann aus, lauter tapfere Hochländer, wie er selbst, fiel im Norden Schottlands ein und kam bis nach Harlaw, ungefähr zehn Meilen von Aberdeen. Hier stieß er auf den Grafen von Mar, der sich an der Spitze einer zwar minder zahlreichen Armee befand, die aber aus Bewohnern des flachen Landes zusammengesetzt war, welche besser bewaffnet gewesen und welche mehr Ordnung hielten, als Donald's Leute. Nun wurde eine verzweifelte Schlacht geliefert, in welcher beide Parteien großen Verlust erlitten. Auf Donald's Seite fielen ausser Macintosh und Maclean, den Häuptern der Clans, noch ungefähr tausend Mann. Der Graf von Mar verlor ungefähr fünfhundert tapfere Ritter, unter denen Ogilvy, Scrymgeour, Irwine von Drum und mehrere andere von hohem Range. Die Hochländer waren jedoch am schlimmsten daran, denn sie mußten nach der Schlacht den Rückzug antreten. Das war übrigens für Schottland ein großes Glück, denn wenn die Hochländer, dieses wilde und barbarische Volk, gesiegt hätten, so würden sie einen großen Theil des gesitteten Landes überströmt haben. Von der Schlacht bei Harlaw sprach man lange, weil das Schlachtfeld mit so ausgezeichneter Tapferkeit streitig gemacht wurde.

Der Regent Albany starb im Jahr 1419. In seinem hohen Amte folgte ihm sein Sohn Murdac, Herzog von Albany, welcher weder so lasterhaft, noch so tugendhaft als sein Vater zu seyn schien. Herzog Robert war thätig, verschlagen, argwöhnisch und wenigstens in einer Beziehung sehr verständig; der Sohn aber nachsichtig, faul und nicht sehr verständig, weßhalb er leicht hintergangen werden konnte. Unter die vielen Feh-

den, welche sich im Lande entsponnen hatten, gehörten auch die in seiner eigenen Familie, die zu Lebzeiten seines Vaters mit großer Strenge unterdrückt wurden. Unter der Regierung Murdac's ereignete sich nichts Merkwürdiges, aber gerade in dieser Zeit erwarben sich die Schotten in den Kriegen von Frankreich großen Ruhm.

Ich erwähnte bereits, daß eine Anzahl französischer Ritter nach Schottland gekommen war, um den Schotten gegen die Engländer beizustehen; nun sendeten aus Erkenntlichkeit die Schotten ein Corps nach Frankreich, um dem König Karl zu helfen. Dieser stund in großer Gefahr durch Heinrich V. von England gänzlich besiegt zu werden, denn er war auf dem Punkte von dem Königreich Besitz zu nehmen und sich des Thrones von Frankreich zu bemächtigen. Das nach Frankreich übergesetzte Corps bestand nur aus sechs bis siebentausend Mann unter dem Commando des Johann Stewart, Grafen von Buchan, zweiter Sohn des Regenten Robert, Herzogs von Albany. Unter ihm dienten Lindsay, Swinton und mehrere andere ausgezeichnete Männer. Sie hatten über die Engländer, welche damals unter dem Commando des Herzogs von Clarence, Bruder Heinrichs V. standen, einen bedeutenden Sieg errungen. Als dieser Fürst nämlich erfahren hatte, daß ein schottisches Corps bei Baugé lagere, ärgerte er sich darüber, daß die Schotten die Engländer nicht nur in ihrem eigenen Lande bekriegen, sondern auch noch nach Frankreich kommen, um sie zu beunruhigen, und ordnete einen Eilmarsch an, um sie zu überfallen. Er nahm die berühmten Bogenschützen, welche gewöhnlich dazu beitrugen, daß die Engländer ihre Feinde besiegten, zurück, weil er sich auf die Schnelligkdit seiner Bewegungen verließ und wohl wußte, daß die Schotten in ihrem Lager nicht sehr wachsam und vorsichtig

seyen. Er kam, nur von seiner Reiterei bekleidet, bei Baugé an. Der Herzog von Clarence hatte sich bei Passirung einer Brücke an die Spitze seines Reiter-Corps begeben (er zeichnete sich durch die Pracht seiner Waffenrüstung aus, besonders durch eine goldene Krone, die er auf seinem Haupte trug). In demselben Augenblick griffen die schottischen Ritter den Feind an. Sir Johann Swinton ritt auf den Herzog von Clarence los und hob ihn mit seiner Lanze aus dem Sattel, während der Graf von Buchan über ihn herfiel und ihm mit seiner Streitart den Schädel spaltete. In dieser am 22. März 1429 gelieferten Schlacht fielen ein Menge englischer Ritter und Edelleute. Der König von Frankreich ernannte zum Lohn der von den Schotten an den Tag gelegten Tapferkeit den Grafen von Buchan zum Constable von Frankreich: eine der höchsten Würden in diesem Königreiche: und zum Grafen von Aubigny.

Die Schotten, durch den Ruf, den ihre Landsleute erworben, aufgemuntert, kamen nun in grösserer Anzahl nach Frankreich und der Graf von Douglas selbst gerieth in Versuchung eine kleine Armee überzuschiffen, zu welcher sich die tapfersten Männer und ausgezeichnetsten Edelleute des südlichen Schottlands unaufgefordert gemeldet hatten. Diejenigen, welche sich nicht selbst stellten, schickten ihre Söhne und Brüder. Sir Alexander Home von Home wollte auch Theil an dieser Expedition nehmen, und rüstete deßhalb seinen Bruder, David Home von Wetterburn aus. Alexander selbst kam an Bord des Schiffes, um seinen Bruder und Douglas abfahren zu sehen. Als der Graf seinen alten Waffengefährten Abschied nehmen sah, sagte er: „Ach! Sir Alexander, wer hätte je gedacht, daß wir uns trennen werden?"

„Nein, wir wollen uns nicht trennen, Mylord," ant-

wortete Alexander, der plötzlich seinen Vorsatz änderte und seinen Bruder David zurückschickte, um für sein Schloß, seine Familie und Besitzungen Sorge zu tragen; dann gieng er mit seinem alten Freund nach Frankreich und starb mit ihm in der Schlacht bei Verneuil.

Der Graf von Douglas, der seinen militärischen Ruf längst gegründet hatte, wurde vom König von Frankreich sehr ehrenvoll empfangen und zum Herzog von Touraine ernannt. Der Graf machte sich gewöhnlich über den Herzog von Bedfort, damaligen Regenten in Frankreich für Heinrich VI. lustig und gab ihm den Uebernamen „Johann mit dem bleiernen Schwert. Am 17. August 1424 ließ der Herzog von Bedfort dem Douglas sagen, daß er zu ihm kommen und mit ihm zu Mittag essen wolle. Douglas faßte die Absicht dieses ihm zugedachten Besuches wohl auf, und ließ jenem antworten, er werde willkommen seyn. Die Schotten und Franzosen bereiteten sich zur Schlacht vor; der Graf von Douglas hielt ihre Stellung für sehr günstig und schlug deßhalb vor, man sollte den Angriff der Engländer abwarten, anstatt ihnen entgegenzurücken; aber der französische Graf von Narbonne drang darauf, daß sie die Engländer angreifen sollten statt in der Stellung zu bleiben; er ließ die Franzosen vorrücken und erklärte, es sey ihm gleichgültig, ob die Schotten seinem Beispiel folgen oder nicht. Auf dieses hin war natürlich Douglas genöthigt, auch vorzurücken, wobei jedoch die ganze Masse in Unordnung gerieth. Inzwischen waren die englischen Bogenschützen herbeigekommen und schossen tüchtige Ladungen auf die Franzosen ab; die übrigen englischen Soldaten griffen in Masse an, worauf die verbündete Armee eine gänzliche Niederlage erlitt. Douglas und Buchan wichen keinen Augenblick, fochten verzweiflungsvoll

und starben heldenmüthig. Home, Lindsay, Swinton und bei weitem der grössere Theil der tapfern schottischen Hülfstruppen blieben auf dem Schlachtfelde.

Der große Graf von Douglas, welcher bei Verneuil geblieben, wurde von den übrigen seiner Familie durch den Beinamen Leidenssohn unterschieden, da er in den bedeutenden Schlachten von Hamildon und Shrewsbury geschlagen wurde und endlich bei Verneuil sein Leben verlor. Sein Zeitgenosse und Nebenbuhler, Georg Graf von March dagegen saß ganz im Schoos des Glückes; denn wo er sich schlug, sey es auf der schottischen oder englischen Seite, siegte er jedesmal. Die schwachen Ueberreste der schottischen Armee wurden von Karl von Frankreich als Leibgarde beibehalten; eine Stiftung, welche viele Jahre lang fortgesetzt wurde.

Ich komme nun auf Schottland zurück, woselbst der Regent Murdac von Albany durchaus nicht im Stande gewesen die Staatsgeschäfte zu leiten; er konnte nicht einmal seine eigenen Söhne beaufsichtigen. Sie waren ihrer zwei, beide hochmüthige, ausschweifende junge Männer, welche weder Gott noch irgend sonst jemand, am allerwenigsten aber ihren Vater achteten. Ihr schlechtes Betragen ging so weit, daß Murdac endlich allen Ernstes darauf bedacht war, ihm ein Ende zu machen, ja sogar seiner Regierung entsagen und die Befreiung des in englischer Gefangenschaft befindlichen Königs auswirken wollte. Eine auffallende Unverschämtheit von Seiten seines ältesten Sohnes soll ihn zu dieser Maßregel bestimmt haben.

In jener Zeit war war das Vogelfangen durch abgerichtete Falken eine der Hauptbelustigungen des Adels. Der Regent Murdac besaß einen solchen Falken von vorzüglicher Güte, der ihm ausserordentlich werth war. Sein ältester Sohn,

Walter Stewart, hatte seinen Vater oft um diesen Vogel gebeten, aber jedesmal eine abschlägige Antwort erhalten. Als einst der Regent den Falken auf seiner Faust trug, wie dieß die Falkeniere gewöhnlich zu thun pflegen, wenn sie auf die Vogeljagd gehen, erneuerte Walter seine Bitte, und als der Vater die Gewährung auf's neue versagte, riß er ihm den Vogel aus der Hand und drehte ihm den Hals um. Der Vater, über diese große Unverschämtheit aufgebracht, sagte in seinem Aerger: „Wenn du mir nicht die schuldige Achtung erweisen und gehorchen willst, so werde ich einen holen, dem wir Alle gehorchen müssen." Von dieser Zeit an unterhandelte er mit den Engländern sehr ernsthaft, daß sie doch Jakob, den nunmehrigen König von Schottland, in seine eigene Staaten zurückkehren lassen sollen.

Die englische Regierung zeigte sich nicht abgeneigt, Jakob wieder frei zu lassen, zumal da er mit Johanna, der Tochter des Grafen von Sommersett, einem nahen Verwandten des königlichen Hauses eine Liebschaft angefangen hatte. Sie hofften, daß diese Verbindung den jungen Prinzen bewegen werde, mit England Frieden zu schliessen, und daß die Erziehung, welche ihm zu Theil geworden und die Freundschaftsbündnisse, welche er in diesem Lande geschlossen, doch so viel über ihn vermögen werden, daß er ein guter und friedlicher Nachbar bleiben werde. Die Schotten verstanden sich dazu, ein bedeutendes Lösegeld zu bezahlen, und unter dieser Bedingung wurde Jakob, der Erste dieses Namens, nach achtzehnjähriger Gefangenschaft in Freiheit gesezt und nach Schottland zurückgeschickt, um dort als König dieses Landes zu regieren.

Geschichte des Mönchthums in allen seinen Verzweigungen und Folgen für Kirche und Staat.

Nach den besten ältern und neueren Werken und Berichten

durch

Dr. Ernst Münch.

In einer Zeit, welche so manche wunderbare Erscheinung wiederum aufweist, die man für ewig verdrängt zu haben glaubte; wo die Unwissenheit, der Aberglaube und der Fanatismus auf mehr als einem Punkte des gebildeten Europa sieghaft das Haupt wiederum zu erheben wagen; wo selbst die schauerlichen Ketzergeschichten des finstern Spaniens ihre Lobpreiser und Vertheidiger, zum Erstaunen der Welt, gefunden haben, und eine von gleich blutiger Politik als unchristlicher Gesinnung beherrschte Partei nach allen Seiten hin, in beklagenswerth üppiger Blüthe aufwächst; ist es gewiß nicht unzweckmäßig einer großen Menge von Lesern, welche weder Zeit noch Geld, noch Lust genug haben, bändereiche Werke mühsam durchzustabiren, in gedrängter Uebersicht und dennoch möglichster Vollständigkeit alle die Denkmale des Aberglaubens, der Verblendung und der Glaubenswuth vorüber zu führen, durch welche das Mönchthum, dem wahren Christenthum gegenüber, die Herrlichkeit dieses letztern in einer langen Reihe von Jahrhunderten zu schänden versucht hat; ebenso die großherzigen Anstrengungen erleuchteter Regenten und begeisterter Einzelnen, welche das Riesengeschlecht der Nacht aus Kräften bekämpft und seinen endlichen Sturz im größten Theile von Europa herbeigeführt haben; hierauf die abermaligen Versuche der Zeloten neuester Zeit, dasselbe wieder aus dem Grabe zu erwecken, und auf den Gräbern des gesunden Menschenverstandes den umgestürzten Thron des Fanatismus von Neuem wieder aufzurichten; diesen Be-

mühungen gegenüber das kräftige und ächt fürstliche Walten von Monarchen, wie Friedrich II., Maximilian I., Maximilian II., Friedrich der Große, Joseph II., Friedrich Wilhelm III. von Preußen; Leopold II., Maximilian I., und Maximilian Joseph II. von Baiern, König Wilhelm der Niederlande; endlich den unausgesetzten Kampf einer Anzahl beherzter und gelehrter Männer in mehr als einem europäischen Lande, für die Rettung kirchlicher Freiheit aus den überall gestellten Schlingen der Möncherei von jeder Farbe, und ultramontaner Anmaßungen.

Bei Bearbeitung dieses großen historischen Cyclus, der in der Profan — wie in der Kirchengeschichte einen bedeutenden Raum einnimmt, sollen jederzeit die gründlichsten und geistvollsten Vorarbeiten aus älterer und neuerer Zeit zu Grunde gelegt, die vorhandenen Lücken ergänzt, Irrthümer berichtigt, und die Fehler, Laster und Thorheiten so wie die reellen Verdienste jener furchbaren Institute in gehöriges Licht gestellt werden.

Zur genauern Würdigung dieses volksthümlichen und im Interesse der Wahrheit einzig und allein berechneten Unternehmens diene nachstehender kurzer Prospektus der zu behandelnden Materie:

Erste Abtheilung:

I. Einleitung in die Geschichte des Mönchthums im Allgemeinen.

1) Ursprung und erste Gestalt des Mönchwesens in den ersten christlichen Jahrhunderten. — Die Einsiedler — die Klöster. —
2) Die Verdienste und die Thorheiten dieser Letztern gleich zu Anfang ihres Entstehens. Nach Helyot, Walch, Schröckh, Zimmermann und dem Verfasser der Ordres monastiques.
3) Ungeheures Wachsthum und überwiegender Einfluß der Klöster während des Mittelalters bis zum fünfzehnten Jahrhundert.

II. Die Geschichte der einzelnen Mönchsorden:

1) Carmeliter;
2) Die Väter des Todes;
3) Kamaldulenser;
4) Karthäuser;
5) Cisterzienser;
6) Orden von Fontevraud;
7) Benedictiner;
8) Bernhardiner;
9) Die Brüder von der Barmherzigkeit;
10) Mathurinen;
11) Prämonstratenser;
12) Franciskaner;
13) Minimen, Kapuziner, Recollekten;
14) Dominikaner;
15) Antonsbrüder;
16) Cölestiner;
17) Augustiner;
18) Theatiner;
19) Väter der christlichen Lehre;
20) Die von Portroyal;
21) Hospitaliter;
22) Ursuliner; und die übrigen Nonnenklöster;
23) Lazaristen;

Jede dieser Einzelgeschichten enthält:

a) Die Biographie des Stifters oder Reformators; b) die Regeln und Observanzen des Ordens, so wie dessen Einrichtungen; c) die Koryphäen desselben im Guten wie im Schlechten; d) des Ordens Einfluß auf Kirche und Staat. Nach Helyot und Walch.

Zweite Abtheilung.

III. Die Opposition gegen das Mönchswesen von oben herab und von unten herauf, in verschiedenen Perioden des Mittelalters.

1) Die Zeiten der Abnahme des Ansehens der Mönchsorden während des 15ten und 16ten Jahrhunderts, — Laurentius Valla; Nicolaus von Cusa, Felix Hämmerlein; Savonarola.

2) Die Hauptkämpfe des Mönchthums im 15ten Jahrhundert. — Reuchlin und Erasmus zu Anfang des sechszehnten; der Kampf mit den Köllnern; die Epistolæ obscurorum virorum.

3) Die Erscheinung von Luther, Zwingli und Calvin, als Häuptern der Reformation. — Ihre Anstrengungen wider Mönchthum und Ultramontanismus, abgesehen von ihren Unternehmungen auf das Gebäude der Hie-

rarchie selbst; — Auswahl aus ihren Schriften, welche gegen die Mönche gerichtet waren. Auswahl aus den Schriften Ulrich von Hutten, Herrmann von dem Busch; Loban Hesse, Lilibald Pirkheimer, Ericius Cordus, Crotus Rubianus, Nikodemus Frischlin, Herrmann von Nüenar, Johann Eberlin, Thomas Murner, Heinrich Glareanus u. s. w. gegen Mönche und Mönchthum.

4) Die Geschichte der Inquisition in Italien, Spanien, Portugal, Ost und Westindien. Nach Llorente.

5) Die Geschichte der Jesuiten. Nach Wolf, Lang, Buchner und Friedmann.

6) Die berühmtesten Opfer der Möncherei

Dritte Abtheilung.

Die Zeiten allgemeinen Kampfes wider das Mönchthum von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Ende der französischen Revolution.

1) Die Reformen des Marquis von Pombal in Portugal;
2) die Reformen Kaiser Josephs II in Oesterreich;
3) Leopold II. und Scipio Ricci in Toskana;
4) Maximilian I. und Montgelas in Baiern;
5) die Maßregeln verschiedener andrer Fürsten gegen die Mönche.

IV. Die Versuche des Mönchthums in neuesten Tagen zu seiner Wiederherstellung:

1) Die Jesuiten; 2) die übrigen Mönche in a) Italien; b) Spanien und Portugal; c) Wiederherstellung der Inquisition d) in Oesterreich.
aa) Ligorianer; bb) Redemptoristen ꝛc. ꝛc.; cc) in Frankreich und in der Schweiz aa) die eigentlichen Klöster; bb) Congregationen; dd) die Frères ignorantains; ee) die Missionäre; ff) die Collegien und Pensionate; gg) die marianischen Sodalitäten.

2) Ueber die Gefahren geheimer Gesellschaften und Propaganden in den europäischen Staaten für Kirche und Gemeinwesen. — Nach den zuverläßigsten neuern Berichten.

3) Die Anstrengungen der Regierungen und der Einzelnen gegen mönchische Umtriebe der neuesten Zeit.

4) Literatur, Geschichte des Mönchwesens, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

Die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit des Unternehmens leuchtet zu sehr in die Augen, als daß wir uns zur Empfehlung desselben viel zu verbreiten brauchten. Es darf wohl in keiner Bibliothek eines Geistlichen, sei er Katholik oder Protestant, fehlen, ja auch die gebildeten Laien unseres Vaterlandes werden mit Vergnügen ein solches Werk neben das „Conversationslexikon" und die „Stunden der Andacht" stellen. Wir erlauben uns daher nur die Art der Erscheinung hiermit anzuzeigen. Das Ganze wird 20 — 25 Bändchen, das Bändchen zu 180 — 200 Seiten, umfassen. Die erste Lieferung von zwei Bändchen erscheint zum 1sten Januar 1828. Der Preis einer Lieferung von zwei Bändchen ist 48 kr. oder 12 gr., wofür man in jeder soliden Buchhandlung subcribiren kann, von sechs zu sechs Wochen wird immer eine Lieferung erscheinen.

Freiburg im Breisgau.

Prof. Dr. E. Münch.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scott, Walter,

Erzählungen eines Großvaters aus der schottischen Geschichte aus d. Engl. ü
bers

Bd.: 2

Stuttgart 1828

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.110(19#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11715806-0